

Löffel

Die

Volkswirthschaftslehre

für Jedermann

und

Sechs volkswirthschaftliche Erugschlüsse

des

Herrn Bastiat

bearbeitet von

Carl Junghanns.

(Keine Schutzzölle, nur Finanzzölle!)

Leipzig,**Weidmann'sche Buchhandlung****1848.**



Druck von E. Krebs-Schmitt in Frankfurt a. M.

I n h a l t.

	Seite
I. Einige volkswirthschaftliche Trugschlüsse des Herrn Bastiat.	
I. Ueberfluß, Mangel	5
II. Die Handelsbilanz	12
III. Eine chinesische Geschichte	15
IV. Etwas Anderes	18
V. Bittschrift der Lichtzieher etc.	27
VI. Die Unterscheidungszölle	34
 II. Die Volkswirthschaftslehre für Jedermann	 37
Beilage A. Das Mercantilsystem	53
" B. Das Schmuggeln	56
" C. Zu kaufen, wo am wohlfeilsten	60
" D. Die Londoner Kaufleute	64
" E. Die Rübenzuckerfabrikation	67
" F. Der Ackerbau und der Schutz Zoll	76
" G. Die ba—sche Regierung und Herr Kilian	78



I.

Einige volkswirthschaftliche Trugschlüsse des Herrn Bastiat.

(Frei bearbeitet.)

I. Ueberfluß, Mangel.

Was ist dem Menschen und der Gesellschaft zuträglicher, der Ueberfluß oder der Mangel?

Wie, wird man ausrufen, kann man da noch fragen? Hat man je gehört, daß der Mangel die Grundlage des menschlichen Wohlbefindens sei?

Ja, ja, das ist behauptet und ihm beigestimmt worden; man stellt den Satz alle Tage auf, und die Theorie des Mangels dürfte die bei Weitem verbreitetste sein. Sie liefert der Unterhaltung, den Zeitungen, den Büchern, der Rednerbühnen Stoff, und sicher ist es, so sonderbar es auch erscheinen dürfte, daß die Volkswirtschaftslehre nicht eher ihre Aufgabe erfüllt haben wird, als bis sie den ganz einfachen Satz: „Der Ueberfluß an Sachen bildet den Reichtum der Menschen“ unter dem Volk verbreitet haben wird.

Hört man nicht alle Tage klagen: „Das Ausland über-

schwemmt uns mit seinen Erzeugnissen?“ Man fürchtet also den Ueberfluß.

Hat nicht jener Minister gesagt: „Es wird zu viel erzeugt?“ Der Ueberfluß flößte ihm also Besorgniß ein.

Zertrümmern die Arbeiter nicht die Maschinen? Sie schrecken also vor dem Uebermaße der Erzeugung oder dem Ueberflusse zurück.

Hat nicht jener Redner ausgerufen: „Wenn das Brod theuer ist, wird der Landwirth reich!“ Da es nur dann theuer sein kann, wenn es selten ist, so sprach er sich für den Mangel aus.

Hat nicht ein Finanzmann einen Beweis gegen die Rübenzuckerfabrikation aus ihrer Einträglichkeit genommen, indem er sagte: „Von der Runkelrübe ist nichts zu erwarten, denn ihr Anbau wird sich nicht ausbreiten, weil nur einige Acker in jedem Kreise damit zu bepflanzen sind, um den Verbrauch von ganz Deutschland zu sichern?“ In seinen Augen beruht also das Wohl in der Unfruchtbarkeit, im Mangel, und das Uebel in der Fruchtbarkeit, im Ueberflusse.

Veröffentlichen die Zeitungen nicht jeden Tag einen oder mehrere Artikel, um den Ständerversammlungen und den Regierungen zu zeigen, welche gesunde Politik es sei, gesetzlich den Preis aller Sachen durch Schutzzölle zu erhöhen? Hören nicht die Zollvereinsregierungen täglich auf diese Eingebungen der periodischen Presse? Erhöht nicht der Zolltarif die Preise der Sachen, weil er deren Angebot auf dem Markte verringert? Die Zeitungen, die Ständerversammlungen, die Regierungen bringen also die Theorie des Mangels ins Leben, und die Behauptung ist daher wahr, daß sie die bei Weitem verbreitetste sei.

Wie ist es aber zugegangen, daß sich in den Augen der Arbeiter, der Publicisten, und der Staatsmänner der Ueberfluß als schädlich, und der Mangel als vortheilhaft gezeigt haben? Wir wollen versuchen, dieses Räthsel zu lösen.

Man bemerkt leicht, daß ein Mensch desto reicher wird, je mehr Nutzen er aus seiner Arbeit zu ziehen versteht, d. h.

je theurer er verkauft. Dieß geschieht nach dem Verhältnisse der Seltenheit, des Mangels seines Erzeugnisses. Ihn wenigstens bereichert der Letztere. Wendet man diesen Schluß nach und nach auf alle Arbeiten an, so gelangt man zu der Theorie des Mangels. Von da geht man zur Anwendung über, und um alle Arbeiter zu begünstigen, ruft man eine künstliche Theuerung, den Mangel an allen Sachen durch das Verbot, durch Erschwerung der Einfuhr mittelst hoher Zölle, durch die Unterdrückung der Maschinen, und andere ähnliche Mittel hervor.

Mit dem Ueberflusse ist es dasselbe. Man bemerkt, daß ein Gegenstand wohlfeil verkauft werden muß, wenn er in Ueberfluß vorhanden ist; folglich gewinnt der Erzeuger weniger. Wenn alle Erzeuger in diesem Falle sind, so befinden sie sich in einer traurigen Lage; es ist also der Ueberfluß, welcher die Menschen ins Verderben bringt. Und da jede Ueberzeugung eine Thatsache zu werden sucht, so sieht man in vielen Ländern die Gesetze der Menschen gegen den Ueberfluß an Sachen sich richten.

Dieser Trugschluß, wenn im Allgemeinen gehalten, würde vielleicht von wenig Wirkung sein; allein auf bestimmte Thatsachen, auf diese oder jene Industrie, auf eine gewisse Klasse von Arbeitern angewendet, hat er, wie leicht einzusehen, den Schein für sich. Er ist nicht falsch, aber unvollständig. Das Wahre in ihm stellt sich dem Geiste bald dar. Allein das Unvollständige ist eine Eigenschaft, von der man nicht so leicht eine klare Vorstellung erhält.

Der Mensch erzeugt, um zu verbrauchen, ist also zu gleicher Zeit Erzeuger und Verbraucher. Die Betrachtung, die eben darüber angestellt worden ist, sieht ihn unter dem ersten dieser Gesichtspunkte an, denn unter dem zweiten würde sie zu einem ganz entgegengesetzten Schlusse führen. Könnte man in der That nicht sagen:

Der Verbraucher ist desto reicher, je wohlfeiler er alle Sachen kauft; je reichlicher sie vorhanden sind, je wohlfeiler erhält er sie; der Ueberfluß bereichert ihn also; und diese

Schlussfolge, auf alle Verbraucher angewendet, würde zur Theorie des Ueberflusses führen.

Der mangelhafte Begriff vom Austausch bringt zu diesen falschen Vorstellungen. Fragen wir unser persönliches Interesse, so gewahren wir ganz deutlich, daß es ein doppeltes ist. Als Verkäufer wünschen wir hohe Preise und folglich die Seltenheit; als Käufer aber niedrige oder, was dasselbe ist, den Ueberfluß an Sachen. Wir können also nicht eher von dem einem oder dem anderen dieser Interessen einen Schluss ziehen, als bis wir gesehen haben, welches von beiden in dem allgemeinen und beständigen Interesse der Menschen aufgeht.

Wenn der Mensch einsam lebte, nur für sich arbeitete, die Frucht seiner Arbeit sogleich selbst verbrauchte, mit einem Worte, nicht austauschte, so hätte sich die Theorie des Mangels nie in die Welt einführen können. Augenscheinlich würde der Ueberfluß ihm vortheilhaft sein, woher er ihm auch komme. Er würde nichts verschmähen, nichts verhindern, leicht einsehen, daß die Arbeit ein Mittel, nicht ein Zweck sei; daß es abgeschmackt sein würde, den Zweck zurückzuweisen, um dem Mittel nicht zu schaden. Er würde einsehen, daß, wenn er täglich zwei Stunden bedarf, um für seine Bedürfnisse zu sorgen, jedes Mittel (Maschine, Fruchtbarkeit u.), welches eine Stunde Arbeit erspart, und dasselbe Ergebnis liefert, diese Stunde zu seiner Verfügung stellt und er sie zur Vermehrung seines Wohlfindens verwenden kann; er würde mit einem Worte einsehen, daß Arbeitersparen ein Fortschritt sei.

Allein der Austausch verwirrt unsere Ansicht über eine so einfache Wahrheit. Im gesellschaftlichen Zustande, und mit der von ihm herbeigeführten Theilung der Arbeit vereinigen sich Erzeugung und Verbrauch nicht in demselben Menschen. Jeder sieht in seiner Arbeit nicht ein Mittel, sondern einen Zweck. Der Austausch schafft in Bezug auf jeden Gegenstand zwei Interessen, das des Erzeugers und das des Verbrauchers, welche ausgemachte Gegner sind. Es ist unerlässlich, sie näher zu prüfen und ihre Natur kennen zu lernen.

Worin besteht das unmittelbare Interesse irgend eines Er-

zeugers? Sicherlich darin, daß 1) möglichst wenige Personen derselben Arbeit wie er sich widmen; und daß 2) möglichst viele seine Arbeit suchen.

Was ist dagegen das unmittelbare Interesse des Verbrauchers? Doch wohl, daß der Vorrath groß und die Nachfrage klein sei.

Da nun beide Interessen sich entgegen stehen, so muß nothwendigerweise das eine derselben mit dem allgemeinen zusammenstreffen. Welches hat dann die Gesetzgebung zu begünstigen, wenn anders sie es darf?

Um es zu erfahren, braucht man nur zu untersuchen, was geschehen würde, wenn die geheimen Wünsche der Menschen in Erfüllung gingen.

Man wird zugestehen, daß wir alle als Erzeuger Wünsche hegen, welche dem allgemeinen Interesse entgegen sind. Als Winzer würden wir nicht böse sein, wenn es in allen Weinbergen der Welt fröre, den unserigen natürlich ausgenommen: das ist doch wohl die Theorie des Mangels. Sind wir Hammerwerksbesitzer, so werden wir natürlich wünschen, daß nur wir Eisen auf den Markt bringen, mag der Bedarf des Publikums noch so groß sein, denn gerade dieser wird uns desto höhere Preise verschaffen, je lebhafter er empfunden wird; das ist abermals die Theorie des Mangels. Sind wir Landwirth, so werden wir uns sagen, daß bei theuerem Brode wir gute Geschäfte machen würden; also immer und immer die Theorie des Mangels. Und so machen es alle Industriellen.

Gehen wir zur Betrachtung des unmittelbaren Interesse des Verbrauchers über, so finden wir es in vollkommener Uebereinstimmung mit dem allgemeinen, mit den Forderungen des Wohls der Menschen. Der Käufer wünscht den Markt in Fülle versehen, gutes Wetter zur Aernte, neue Erfindungen, um die Zuführung von noch mehr Erzeugnissen zu erleichtern, Ersparung an Zeit und Arbeit; Fallen aller Schranken; in dem Allen geht das unmittelbare Interesse des Verbrauchers neben dem richtig verstandenen öffentlichen.

Man wird vielleicht sagen, daß durch die Erhöhung dieser Wünsche die Beschäftigung des Erzeugers abnehmen, und endlich wegen Mangel an Nachfrage aufhören würde. Allein warum? Doch wohl nur, weil bei dieser äußersten Annahme alle nur denkbaren Bedürfnisse und Wünsche vollständig befriedigt werden würden. Der Mensch hätte, wie der Allmächtige, alle Sachen durch eine einzige Ausübung seines Willens zu schaffen. Warum soll aber bei dieser Voraussetzung das Aufhören der Erzeugung durch Arbeit zu bedauern sein?

Man denke sich eine gesetzgebende Versammlung von Arbeitern, deren jeder als Erzeuger seinen geheimen Wunsch als Gesetzentwurf zu Tage brächte. Würde das Gesetzbuch derselben nicht das systematische Monopol, die in das Leben eingeführte Theorie des Mangels sein?

Dagegen würde eine nur aus Verbrauchern bestehende Versammlung die Freiheit in ein System bringen, alle beschränkenden Maßregeln abschaffen, alle künstlichen Schlagbäume umstürzen, kurz die Theorie des Ueberflusses zur Wirklichkeit machen.

Es folgt daraus:

Daß, wenn man nur das unmittelbare Interesse der Erzeuger fragt, man an ein dem allgemeinen entgegenstehendes sich wendet.

Daß, wenn man nur das unmittelbare Interesse der Verbraucher zur Basis nimmt, man zugleich auch des allgemeinen sich dazu bedient.

Verkäufer und Käufer sind die entschiedensten Widersacher.

Jene wollen, daß ihre Erzeugnisse auf dem Markte selten, wenig angeboten und theuer seien.

Diese wünschen Ueberfluß, viel Angebot, und niedrige Preise.

Die Gesetze, welche sich eigentlich auf keine Seite neigen sollten, nehmen für den Verkäufer gegen den Käufer Partei, für den Erzeuger gegen den Verbraucher, für die Theuerung gegen die Wohlfeilheit, für den Mangel gegen den Ueberfluß.

Sie handeln, wenn auch nicht absichtlich, doch wenigstens

logisch nach dem Sage: Eine Nation ist reich, wenn ihr Alles fehlt.

Denn sie sagen: man muß den Erzeuger begünstigen, indem man ihm einem guten Absatz seines Erzeugnisses sichert. Darum muß man den Preis steigern; um dieß zu bewirken, muß man das Angebot beschränken; dieses aber beschränken, heißt den Mangel schaffen.

Wir wollen annehmen, daß man in dem Augenblicke, wo solche beschränkende Gesetze in Kraft sind, nach Gewicht, Maß und Menge ein Verzeichniß aller im Lande vorhandenen Gegenstände, als Getreide, Fleisch, Tuch, Leinwand, Brennholz, Colonialwaaren &c. aufnehme. Am anderen Tage lasse man alle Schranken fallen, die sich zeither der Einfuhr ausländischer Erzeugnisse entgegenstellten, und nach drei Monaten schreite man zu einer neuen Aufnahme des Vorraths.

Wird man dann nicht ungleich mehr Getreide, Vieh, Tuch, Leinwand, Eisen, Steinkohlen, Zucker &c. vorfinden, als zur Zeit der ersten Aufnahme? Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß unsere schützenden Tarife keinen anderen Zweck haben, als zu verhindern, daß alle diese Gegenstände zu uns gelangen, das Angebot zu beschränken, das Herabgehen der Preise, den Ueberfluß abzuwehren.

Nun die Frage, ist unter dem Schutzhystem das Volk besser genährt, weil es weniger Brod, Fleisch und Zucker im Lande giebt? Ist es besser gekleidet, weil weniger Garn, Tuch und Leinwand vorhanden sind? Sind seine Zimmer besser geheizt, weil es weniger Steinkohlen hat? Gehen seine Arbeiten besser von statten, weil ihm weniger Eisen, Kupfer, Werkzeuge, Maschinen zu Gebote stehen?

Aber, wendet man ein, wenn das Ausland uns mit seinen Erzeugnissen überschwemmt, so nimmt es uns alle unsere edlen Metalle.

Was thut das? Nähren wir uns denn von edlen Metallen, bekleiden wir uns denn mit Gold? Nehmen wir denn Silber zum Einheizen? Mögen mehr oder weniger edle Metalle im Lande sein, wenn wir nur mehr Brod im Bäckerladen, mehr

Fleisch in den Fleischbänken, mehr Feinwand in den Schränken, mehr Holz in den Holzkammern haben?

II. Die Handelsbilanz.

„Es ist sehr schmerzlich, sagte leztthin einer unserer Gegner, zu sehen, wie jedes Jahr die Einfuhr des Zollvereins dessen Ausfuhr übersteigt, wir also vom Auslande mehr kaufen, als dieses uns abnimmt. Die Einfuhr beträgt diesmal funfzig Millionen Thaler mehr als die Ausfuhr. Diese Thatsache beweist doch auf das Klarste, daß die nationale Arbeit nicht hinlänglich geschützt ist, daß die Mitbewerbung unserer Gegner unsere Industrie unterdrückt. Grundsalsch ist es, zu sagen, daß, wenn man kauft, man nothwendigerweise einen entsprechenden Theil von Waaren verkaufe. Es ist augenscheinlich, daß man nicht mit seinen gewöhnlichen Erzeugnissen, nicht mit seiner Einnahme, nicht mit dem Ertrage der fortwährenden Arbeit, sondern nur mit seinem Kapital, mit aufgesparten, mit zur Wiedererzeugung dienenden Erzeugnissen kaufen kann, d. h. daß man frühere Ersparnisse verschwendet, dadurch verarmt, seinem Ruin entgegengeht, das Nationalcapital gänzlich verbraucht. Das ist genau bei uns der Fall. Alle Jahre geben wir dem Auslande 50 Millionen.“

Nun wohl! Mit dem Manne werden wir uns bald verständigen, denn er spricht gerade heraus, und bekennt sich ohne Umstände zur Handelsbilanz. Wir führen 50 Millionen mehr ein als aus, und verlieren sie also. Das einzige Hülfsmittel ist daher, die Einfuhr zu verhindern, und der Schluß unwiderlegbar.

Wir wollen indessen diese Theorie mit den Thatsachen vergleichen.

Man sagt beständig, daß die Grundsätze der Anhänger der Handelsfreiheit nur in der Theorie richtig wären. Glauben Sie wohl, daß die Bücher der Kaufleute in der Praxis gut sind?

Es scheint uns, daß wenn Etwas in der Welt eine praktische Autorität hat, um Gewinn und Verlust darzulegen, es das kaufmännische Rechnungswesen sei. Sicherlich haben alle Kaufleute der Welt ihre Bücher seit Jahrhunderten nicht so gehalten, daß der Gewinn als Verlust, und dieser als jener erscheint.

Einer meiner Freunde, ein Kaufmann in Stettin, hat zwei Unternehmungen gemacht, deren Ergebnisse sehr verschieden waren, daher ich mir die Mühe gab, deswegen seine Bücher mit denen des Zollamtes zu vergleichen. Er sendete ein Schiff nach England mit Waizen beladen, 50,000 Thaler werth. Dort angekommen, betrugen die Spesen zehn Procent, und die Eingangszölle 30 Procent, so daß die Ladung sich nun auf 70,000 Thaler belief. Sie wurde mit 14 Procent Nutzen verkauft, und ergab also 80,000 Thaler, die in Baumwolle angelegt wurden, deren Spesen zehn Procent betrugen, so daß die neue Ladung bei ihrer Ankunft in Magdeburg 88,000 Thaler zu stehen kam, welche Summe in die Listen des Zollamtes eingetragen wurde. Die Baumwolle gewährte einen Gewinn von zwanzig Procent, oder mit anderen Worten, der Unternehmer erhielt dafür 105,600 Thaler.

Was sagen nun die Zahlen, welche beide Zollämter wegen dieser Unternehmung in ihren Registern aufgenommen haben? Nichts Anderes, als daß 50,000 Thlr. aus- und 88,000 Thlr. eingeführt worden sind, woraus nun unser Gegner schließt: „daß das Land seine früheren Ersparnisse verschwendet, vergeudet hat, daß es verarmt, daß es seinem Ruin entgegen geht, daß es dem Auslande 38,000 Thaler seines Capitals hingegeben hat.“

Einige Zeit nachher sendete derselbe Kaufmann ein anderes Schiff mit ebenfalls 50,000 Thalern Erzeugnissen unserer nationalen Arbeit ab; es strandete aber bald, ging gänzlich verloren, und der Eigenthümer trug in seine Bücher folgende Posten ein:

Waarenlager soll an X. 50,000 Thlr. für Einkauf verschiedener Waaren.

Gewinn und Verlust sollen an Waarenlager 50,000 Thaler für gänzlichen Verlust der Ladung.

Das Zollamt hatte aber seinerseits auf seiner „Ausfuhr-tabelle“ 50,000 Thlr. eingetragen, und da deswegen auf seiner „Einfuhrtabelle“ nichts erschienen ist, so sehen die Anhänger des nationalen Systems, d. h. der Handelsbilanz in diesem Schiffbruche einen reinen Gewinn von 50,000 Thlrn. für das Land.

Nach dieser Theorie der Handelsbilanz hat jedes Land ein ganz einfaches Mittel in den Händen, um zu jeder Zeit sein Kapital zu verdoppeln. Man braucht nur die Waare über das Zollamt ausgehen und dann in's Meer werfen zu lassen. In diesem Falle werden die Ausfuhrn immer dem Betrage der Kapitale gleich, die Einfuhren aber null oder gar unmöglich sein, so daß das Land alles das gewinnt, was das Meer verschlungen hat.

Das ist ein sehr schlechter Witz, werden die Anhänger des Schuttsystems sagen, solche Abgeschnacktheiten kommen nicht über unsere Lippen. — Sie sagen sie indessen, hochgeehrte Herren, und was mehr ist, Sie machen sie wahr, Siebürden sie praktisch ihren Mitbürgern auf, wenigstens so viel als von Ihnen abhängt.

Man sollte eigentlich die Handelsbilanz umgekehrt nehmen, und den nationalen Gewinn am Verkehre mit dem Auslande nach dem Ueberschusse der Ausfuhr über die Einfuhr nehmen. Dieser Ueberschuß bildet nach Abzug der Spesen den wahren Gewinn. Allein diese einzig richtige Theorie führt direkt zur Handelsfreiheit.

Machen Sie, hochgeehrte Herren, mit dieser Theorie, was Sie wollen. Sie braucht die Prüfung nicht zu fürchten. Gefällt es Ihnen, so nehmen Sie an, daß das Ausland mit allerhand nützlichen Waaren uns überschwemme, ohne uns etwas abzunehmen; daß unsere Einfuhr unendlich, die Ausfuhr aber null sei, dennoch werden Sie aufgefordert, uns zu beweisen, daß wir dadurch ärmer werden.

III. Eine chinesische Geschichte.

Es waren einmal in China zwei große Städte, Tschin und Tschan, welche durch einen herrlichen Canal verbunden waren. Eines Tages fand der Kaiser für gut, ungeheure Felsenstücke hineinwerfen zu lassen, um ihn unfahrbar zu machen.

Als Kuang, sein erster Minister dieß sah, sagte er ihm: „Sohn des Himmels, Ihr begehet einen Fehler;“ worauf der Kaiser antwortete: „Kuang, Ihr redet sehr dumm.“

Nach Verlauf von drei Monaten ließ der himmlische Kaiser seinen ersten Mandarin kommen und sagte ihm: „Kuang, blicket her!“ Und Kuang schlug die Augen auf und sah, daß in einer gewissen Entfernung vom Canal eine Menge Menschen arbeiteten. Ein Theil fuhr Schutt weg, ein zweiter füllte aus, ein dritter nivellirte, ein vierter pflasterte, und der sehr gelehrte Mandarin sagte sich: Sie bauen eine Straße.

Nach Verlauf von abermals drei Monaten, ließ der Kaiser Kuang rufen, und sagte ihm: „Schauet.“ Und Kuang sah, daß die Straße fertig war, und in gewissen Entfernungen Gasthöfe an derselben sich erhoben. Eine Menge Fußgänger, Wagen, Palankins gingen hin und her, und eine unendliche Menge trugen große Lasten von Tschin nach Tschan und umgekehrt. Und Kuang sagte sich: „Ohne die Zerstörung des Canals würden diese armen Leute keine Arbeit haben.“ Fern war aber der Gedanke von ihm, daß diese Arbeitskräfte von anderen Beschäftigungen abgewendet worden waren.

Und es vergingen abermals drei Monate, und der Kaiser sagte zu Kuang: „Schauet.“ Und Kuang schauete und sah, daß die Gasthöfe beständig voll von Reisenden waren, welche Hunger hatten. Fleischer, Bäcker, Speck- und Vogelnesthändler hielten daher in ihren Buden feil. Da aber alle diese Leute nicht nackend gehen konnten, so hatten sich auch Schneider, Schuster, Sonnenschirm- und Fächerhändler eingefunden, und da man selbst im himmlischen Reiche nicht unter freiem Himmel schläft, so waren auch Zimmerleute, Maurer und Dachdecker eingetroffen. Und nun die Polizeibeamten, die liebe Justiz und Fakirs in

Menge; mit einem Worte, um jedes Gasthaus hatte sich eine Stadt mit ihren Vorstädten gebildet.

Und der Kaiser sagte zu Kuang: „Was dünket Euch?“

Und Kuang antwortete: „Nie in meinem Leben hätte ich geglaubt, daß die Zerstörung eines Canals dem Volk so viel Arbeit verschaffen könne.“ Aber der Gedanke war ihm immer noch nicht gekommen, daß dieß keine geschaffene sondern abgewendete Arbeit sei, daß die Reisenden auf dem Canal ebenso gern äßen, als auf der Landstraße.

Der Kaiser starb, und der Sohn des Himmels ward begraben.

Sein Nachfolger ließ Kuang rufen, und sagte ihm: „Laßt den Canal reinigen.“

Und Kuang sagte zum neuen Kaiser: „Sohn des Himmels, Ihr begehet einen Fehler.“

Und der Kaiser antwortete: „Kuang, Ihr redet sehr dumm.“

Allein Kuang bestand auf seiner Meinung und sagte: „Majestät, was für einen Zweck habt Ihr dabei?“

„Mein Zweck, antwortete der Kaiser, ist, den Verkehr zwischen Tschin und Tschan zu erleichtern, den Transport der Waaren wohlfeiler zu machen, damit das Volk Thee und Kleider zu niedrigen Preisen sich verschaffen könne.“

Darauf war Kuang vorbereitet, denn er hatte den Abend zuvor mehrere Nummern des Zollvereinsblattes, ein chinesisches Wochenblatt, erhalten. Er bat also um die Erlaubniß, antworten zu dürfen, und nachdem er sie empfangen hatte, berührte er den Fußboden neun Mal mit seiner Stirn und sagte:

„Ew. Majestät beabsichtigt durch die Leichtigkeit des Transports den Preis der Verbrauchsgegenstände herabzusetzen, um sie dem Volk zugänglich zu machen, allein dadurch wird all die Arbeit verloren gehen, welche die Zerstörung des Canals hervorgerufen hat. Erlauben Ew. Majestät, Folgendes aus dem unsterblichen Werk: „Das nationale System der politischen Dekonomie“, dessen Titel auf alle Länder paßt, vorlesen zu dürfen: „In der politischen Dekonomie ist der absolute

wohlfeile Preis der Verbrauchsgegenstände nur eine Frage zweiten Ranges. Die Aufgabe beruht im Gleichgewichte des Preises der Arbeit mit dem der zum Lebensunterhalte nöthigen Gegenstände. Der Ueberfluß an Arbeit ist der Reichtum der Völker, und das beste ökonomische System ist dasjenige, welches ihnen die größtmögliche Menge von Arbeit liefert. Man braucht gar nicht darnach zu fragen, ob es besser sei, für eine Tasse Thee vier oder acht Casch, für ein Hemde fünf oder zehn Tales zu bezahlen. Das sind Kindereien, eines denkenden Kopfes ganz unwürdig. Keinem Menschen fällt es daher ein, dieß zu bestreiten. Die Frage dreht sich einzig darum, ob es besser sei, einen Gegenstand theurer zu bezahlen, und durch den Ueberfluß und den Preis der Arbeit mehr Mittel zu seiner Erlangung zu haben; oder ob es vorzuziehen sei, die Quellen der Arbeit versiechen zu lassen, die Menge der nationalen Arbeit zu vermindern, die Verbrauchsgegenstände durch schnellere Transportmittel zu allerdings wohlfeileren Preisen zu verbreiten, allein zu gleicher Zeit einem Theile unserer Arbeiter die Möglichkeit zu nehmen, sie selbst zu diesen herabgesetzten Preisen zu kaufen."

Da der Kaiser dadurch nicht überzeugt worden war, was unbegreiflicherweise auch in anderen Ländern und selbst auch in Deutschland mit vielen eben nicht beschränkt zu nennenden Köpfen sich ereignet hat, und täglich noch ereignet, so sagte Kuang zu ihm: "Wollen Ew. Majestät nur einige Minuten zu warten geruhen. Ich habe noch das Zollvereinsblatt vorzulesen, welches sich durch die Schärfe seines Urtheiles und die Wahrhaftigkeit seiner Anführungen von jeher vor allen anderen Blättern auf eine merkwürdige, oft unbegreifliche Art ausgezeichnet hat."

Allein der Kaiser sagte: "Ich bedarf nicht Eurer chinesischen Blätter, um zu wissen, daß Hindernisse schaffen, und die Arbeit auf deren Seite rufen, ein und dasselbe ist. Das ist aber nicht mein Beruf. Macht daher den Canal wieder fahrbar; dann wollen wir an den Zolltarif gehen."

Und Kuang ging, kaufte sich den Bart, und schrie: "Oh Peh! oh Fo! oh Li! Habt Erbarmen mit Eurem Volke, denn wir haben einen Kaiser aus der abscheulichen "Schule der Han-

deßfreiheit“ erhalten, und ich sehe bald den Mangel über uns Alle kommen, weil wir nicht mehr nöthig haben werden, zu arbeiten.“

IV. Etwas Anderes.

Was ist die Beschränkung?

Ein theilweises Verbot.

Was ist das Verbot?

Eine gänzliche Beschränkung.

Was man von der Einen sagt, gilt also auch von der Anderen?

Ja, bis auf den Grad. Zwischen ihnen besteht die nämliche Beziehung, wie zwischen dem Halbzirkel und dem Zirkel.

Wenn also das Verbot schlecht ist, so kann die Beschränkung nicht gut sein?

Nicht mehr als der Bogen gerade sein kann, wenn der Zirkel rund ist.

Welchen gemeinschaftlichen Namen giebt man der Beschränkung und dem Verbot?

Schutz.

Was ist die endliche Wirkung des Schutzes?

Von den Menschen viel mehr Arbeit für dasselbe Ergebniß zu verlangen.

Warum sind die Menschen auf das Schutzsystem so sehr versessen?

Weil die Freiheit dasselbe Ergebniß mittelst weniger Arbeit herbeiführt, so erschreckt sie diese anscheinende Verminderung der Arbeit.

Warum sagen Sie: anscheinende?

Weil alle ersparte Arbeit zu etwas Anderem verwendet werden kann.

Zu was Anderem?

Diesß kann nicht bestimmt gesagt werden, und ist auch nicht nöthig.

Warum?

Wenn die Summe der Bedürfnisse und Genüsse des gegenwärtigen Deutschland's mit einem Zehntel der Summe seiner Arbeit weniger erlangt werden könnte, so vermag man nicht zu bestimmen, welche neue Genüsse man sich mit der verfügbar gewordenen Arbeit würde verschaffen wollen. Der Eine würde wünschen, besser gekleidet, der Andere besser genährt, Dieser besser unterrichtet, Jener besser unterhalten zu werden.

Erklären Sie mir den Mechanismus und die Wirkungen des Schuges.

Das ist nicht leicht. Ehe man sich an den verwickeltesten Fall macht, muß man erst den einfachsten sich aneignen.

So nehmen Sie den einfachsten nach Belieben.

Ist es Ihnen erinnerlich, wie Robinson ohne Säge es anfang, ein Brett zu machen?

Ja. Er fällt einen Baum, schlug rechts und links vom Stamme ab, bis dieser die Dicke einer Pfoste hatte.

Das mußte ihm viel Arbeit verursachen.

Volle vierzehn Tage.

Wovon lebte er aber während dieser Zeit?

Von seinen aufgesparten Mundvorräthen.

Wie ging es seiner Art?

Sie war davon ganz stumpf geworden.

Sehr richtig, aber Sie wissen vielleicht nicht, daß im Augenblicke des ersten Hiebes mit seiner Art Robinson ein Brett bemerkte, welches das Meer an das Ufer geworfen hatte.

Das nenne ich Glück! er lief doch gleich hin, um es an das Land zu ziehen?

Er wollte es auch anfangs, allein bald blieb er stehen und sprach mit sich folgendermaßen:

Wenn ich das Brett hole, so kostet es mir nur die Mühe, es zu tragen, und die Zeit, das Gestade herab- und wieder hinaufzu steigen. Wenn ich aber ein Brett mit meiner Art zuhaue, so verschaffe ich mir erstlich Arbeit für vierzehn Tage,

dann nütze ich meine Art ab, wodurch ich veranlaßt werde, sie wieder scharf zu machen, und endlich werde ich während dieser Zeit meine Mundvorräthe verzehren, die dritte Arbeitsquelle, denn ich muß sie wieder ergänzen. Es ist also ausgemacht, die Arbeit ist der Reichthum, und augenscheinlich, daß ich mich zu Grunde richten würde, wenn ich das Brett holte. Ich muß schlechterdings meine persönliche Arbeit schützen, und selbst in dem Augenblicke, daß ich daran denke, kann ich mir eine Nebenarbeit verschaffen, indem ich hinunter gehe und das Brett mit dem Fuße in das Meer stoße.

Das war doch recht abgeschmackt geredet.

Mag sein, aber dennoch thut dieß jede Nation, welche sich durch Zölle schützt. Sie stößt das Brett zurück, welches ihr gegen eine geringe Arbeit angeboten wird, um sich ungleich mehr Mühe zu geben. Selbst in der Arbeit des Zollbeamten sieht man einen Gewinn. Sie wird dargestellt durch die Mühe, welche Robinson sich gab, um den Wogen das Geschenk zurückzugeben, welches sie ihm machen wollten. Betrachtet man die Nation wie ein collectives Wesen, so wird man zwischen ihren Urtheilen und denen Robinson's auch nicht ein Sonnenstäubchen Unterschied finden.

Sah denn Robinson nicht, daß er die ersparte Zeit zu etwas Anderem verwenden könne?

Was Anderem?

Wenn man Zeit und Bedürfnisse hat, so wird man immer etwas zu thun finden. Ich kann allerdings nicht angeben, welche Arbeit er vorgenommen haben würde.

Ich meine diejenige, die ihm entwischt sein würde.

Und ich behaupte, daß Robinson in Folge einer unglaublichen Blindheit die Arbeit mit ihrem Ergebnisse, den Zweck mit den Mitteln verwechselte, und ich will Ihnen beweisen

Ist gar nicht von Nothen. Es ist und bleibt das Schutz- oder Verbotssystem in seiner einfachsten Gestalt. Erscheint es Ihnen in dieser abgeschmackt, so ist es, weil die zwei Eigen-

schaften als Erzeuger und Verbraucher hier in einer Person vereinigt sind.

Nun wollen wir zu einem zusammengesetzteren Beispiele übergehen.

Sehr gern. Einige Zeit darauf begegneten sich Robinson und Freitag, sie vereinigten sich und arbeiteten gemeinschaftlich. Des Morgens jagten sie sechs Stunden lang und brachten vier Körbe Wild nach Hause. Nachmittags bestellten sie sechs Stunden lang ihren Garten, und erhielten vier Körbe Zugemüse. Eines Tages landete eine Pirogue an dem Gestade ihrer Insel. Ein schöner Fremder stieg aus und wurde von den beiden Einsiedlern zur Tafel geladen. Er aß von den Erzeugnissen ihres Gartens und vor dem Abschiede sagte er zu seinen Wirthen:

„Gastfreie Inselaner, ich bewohne ein viel wildreicheres Land als Eure Insel, wo aber der Gartenbau ganz unbekannt ist. Es würde mir leicht sein, Euch alle Abende vier Körbe mit Wildpret zu liefern, wenn Ihr mir selbst nur zwei Körbe Gemüse dafür geben wolltet.“

Robinson und Freitag entfernten sich, um Rath zu pflügen, und ihr Gespräch ist zu interessant, als daß es hier nicht in seiner ganzen Ausführlichkeit mitgetheilt werden sollte.

Freitag: Was sagst Du dazu?

Robinson: Wenn wir den Vorschlag annehmen, so sind wir zu Grunde gerichtet.

Freitag: Weißt Du das auch gewiß? Laß uns die Sache überlegen.

Robinson: Ist schon geschehen. Niedergeschmettert von der Mitbewerbung ist die Jagd eine für uns ganz verlorene Industrie.

Freitag: Was thut das! Haben wir doch das Wildpret.

Robinson: Bedenke die Theorie. Es wird nicht das Erzeugniß unserer Arbeit sein.

Freitag: Ei freilich, denn wir müssen es ja mit Gemüse bezahlen.

Robinson: Was gewinnen wir denn aber dann dabei?

Freitag: Die vier Körbe Wildpret kosteten uns sechs volle Stunden Arbeit. Der Fremde giebt sie uns gegen zwei Körbe Gemüse, welche nur drei Stunden Arbeit erfordern, die wir dann zu unserer Verfügung haben werden.

Robinson: Sage eher, die unserer Thätigkeit entzogen sind. Das ist eben unser Verlust. Die Arbeit ist der Reichtum, und verlieren wir nur eine Viertelstunde unserer Zeit, so werden wir um ein Viertel weniger reich sein.

Freitag: Da irrst Du Dich gewaltig. Dasselbe Wildpret, dasselbe Gemüse, und überdieß drei verfügbare Stunden, wenn das nicht ein Fortschritt ist, so giebt es keinen auf der ganzen Erde.

Robinson: Wie oberflächlich! Was werden wir denn mit diesen drei Stunden anfangen?

Freitag: Wir werden uns mit etwas Anderem beschäftigen.

Robinson: Aha! nun hab' ich Dich. Du kannst Nichts genau angeben. Etwas Anderes, etwas Anderes, das ist bald gesagt.

Freitag: Wir werden fischen, unsere Hütte verschönern, in der Bibel lesen.

Robinson: Utopien! Ist es gewiß, daß wir dieses eher als jenes machen werden?

Freitag: Haben wir keine Bedürfnisse zu befriedigen, so werden wir ausruhen. Ist das kein Gewinn?

Robinson: Wenn man aber ausruht, so stirbt man vor Hunger.

Freitag: In welchem falschen Kreise bewegst Du Dich! Ich spreche von einer Ruhe, die uns weder Wildpret noch Gemüse entziehen wird. Du übersehest ganz, daß mittelst unseres Handels mit dem Fremden neun Stunden Arbeit uns eben so viel Mundvorrath, als die jetzigen zwölf Stunden geben werden.

Robinson: Da sieht man, daß du nicht in Europa erzogen worden bist. Wahrscheinlich hast du nie das Zollver-

einsblatt gelesen? Da würdest Du darin gefunden haben: „Jede ersparte Zeit ist reiner Verlust. Um das Essen handelst es sich nicht, sondern um das Arbeiten. Wenn Alles, was wir verzehren, nicht die directe Frucht unserer Arbeit ist, so kommt es gar nicht in Betracht. Willst Du wissen, ob Du reich bist, so sehe nicht auf Deine Genüsse, sondern auf Deine Mühe.“ Das würde das Zollvereinsblatt Dir gelehrt haben. Was mich betrifft, so bin ich schlechterdings gar kein Theoretiker, ich sehe nur den Verlust unserer Jagd.

Freitag: Welch' sonderbare Begriffsverwirrung! Aber

Robinson: Kein Aber. Uebrigens giebt es politische Gründe, um die eigennützigen Anerbietungen des hinterlistigen Fremden zurückzuweisen.

Freitag: Politische Gründe?

Robinson: Allerdings. Denn erstens macht er uns dieses Anerbieten nur, weil es ihm vortheilhaft ist.

Freitag: Desto besser, denn auch wir gewinnen dabei.

Robinson: Zweitens werden wir durch diesen Tausch von ihm abhängig.

Freitag: Und er von uns. Wir werden sein Wildpret, er unser Gemüse brauchen, und die besten Freunde zusammen sein.

Robinson: Nicht so schnell geurtheilt! Wie leicht kann der Fremde den Gartenbau lernen, und seine Insel fruchtbarer als die unserige sein. Siehst Du die Folgen?

Freitag: Allerdings, denn dann wird unsere Verbindung mit dem Fremden aufhören. Er wird uns kein Gemüse mehr abnehmen, weil er es zu Hause mit weniger Mühe haben wird. Er wird uns kein Wildpret mehr bringen, weil wir ihm Nichts in Tausch zu geben haben, und wir werden genau auf demselben Flecke wieder stehen, auf dem Du willst, daß wir bleiben sollen.

Robinson: Kurzsichtiger Wilder! Du bemerkst nicht, daß nach Vernichtung unserer Jagd durch seine Ueberschwem-

mung mit Wildpret er auch unsern Gartenbau durch seine Ueberschwemmung mit Gemüse zerstören wird.

Freitag: Das kann aber doch nie geschehen, als wenn wir ihm etwas Anderes dafür geben, d. h., wenn wir etwas Anderes auffinden, das wir mit Ersparung von Zeit für uns erzeugen können.

Robinson: Ueber Dein ewiges: Etwas Anderes, etwas Anderes! Du schwebst in der Luft, Freund Freitag; Deine Ideen sind schlechterdings gar nicht praktisch.

Der Streit dauerte noch lange, und, wie es oft zu gehen pflegt, überzeugte keiner den anderen. Da indessen Robinson viel Einfluß auf Freitag hatte, so überwog seine Meinung, und der Fremde erhielt von Robinson folgende Antwort:

„Fremdling, ehe wir Euren Vorschlag annehmen, müssen wir erst über zwei Sachen ins Reine kommen:

„Erstens darf Eure Insel nicht wildreicher sein, als die unserige, denn wir wollen nur mit gleichen Waffen streiten.

„Zweitens müßt Ihr beim Handel verlieren, denn da es nothwendigerweise bei jedem Tausche einen Gewinnenden und einen Verlierenden giebt, so würden wir die Betrogenen sein, wenn Ihr es nicht wäret. Was habt Ihr darauf zu erwiedern?“

„Ganz und gar nichts,“ sagte der Fremde lachend und in seine Pirogue steigend.

Diese Geschichte wäre nicht übel, wenn Robinson nicht so gar abgeschmackt erschiene.

Er ist es nicht im Geringsten mehr, als der volkswirthschaftliche Ausschuß der Paulskirche.

Ei! das ist ein gewaltiger Unterschied. Einmal setzen Sie einen Einsiedler voraus, und dann zwei zusammen lebende Menschen, was sich ganz gleich ist. Befinden wir uns denn aber in einem solchen Verhältnisse? Aendern nicht die Theilung der Arbeit, die Vermittelung der Kaufleute und der Geldumlauf die Frage?

Dies Alles vervielfacht allerdings den Verkehr, ändert aber nicht die Natur desselben.

Wie! Sie vergleichen den heutigen Handel mit einfachem Tausche?

Was ist denn der Handel anderes als eine Menge von Tauschen? Die Natur des Austausches ist genau die des Handels, so wie eine kleine Arbeit von derselben Beschaffenheit wie eine große, wie die Schwungkraft, welche ein Sonnenstäubchen fortstößt, dieselbe ist, welche eine Welt mit sich fortreißt.

Dann wären also die im Munde Robinson's so falschen Urtheile es nicht weniger in dem unserer Schutzzöllner?

Gewiß nicht; nur verbirgt sich der Irrthum unter den vielen Verhältnissen besser.

Nun so wollen wir eins aus diesen nehmen.

Sehr wohl; in Folge des Klima's und der Gewohnheit ist für uns Deutsche das Tuch eine sehr nützliche Sache. Es fragt sich nur, ob wir es machen, oder ob wir es haben.

Was für eine Frage! will man es haben, so muß man es machen.

Das ist eben nicht erforderlich. Ausgemacht ist, daß es eines Tuchmachers bedarf, um es zu haben; daraus folgt aber keinesweges, daß das Individuum oder das Land, welches es verbraucht, es auch verfertige. Haben Sie denn das schöne Tuch gemacht, welches Sie tragen? hat denn Deutschland den Kaffee erbauet, den wir eben trinken wollen?

Ich habe mein Tuch, und Deutschland den Kaffee gekauft.

Sehr richtig, und womit?

Mit Silber.

Aber Sie haben es nicht gemacht, und Deutschland erzeugt dessen sehr wenig.

Wir haben es gekauft.

Womit?

Mit unseren Erzeugnissen, die wir nach Südamerika gesendet haben.

In der Wirklichkeit haben Sie also Ihre Arbeit gegen Tuch ausgetauscht, und Deutschland seine Arbeit gegen Kaffee.

Gewiß.

Es ist also nicht unumgänglich nothwendig, das zu verfertigen, was man verbraucht?

Nein, wenn man etwas Anderes macht, was man in Tausch giebt.

Mit anderen Worten also, Deutschland besitzt zwei Mittel, um sich eine gewisse Menge Tuch zu verschaffen. Das erste besteht in der eigenen Verfertigung, und das zweite in „etwas Anderes“ machen, und dieses Andere dem Auslande gegen Tuch zu geben. Welches dieser Mittel ist nun das beste?

Das weiß ich wahrhaftig nicht.

Doch wohl das, welches für eine bestimmte Arbeit die meiste Menge Tuch giebt.

So scheint es mir.

Was ist nun einer Nation zuträglicher, die Wahl zwischen beiden Mitteln zu haben, oder daß das Gesetz eines derselben verbiete, auf die Gefahr hin, gerade das beste zu treffen?

Da dürfte es denn doch besser sein, die Wahl zu haben, welche immer das beste Mittel ausfindig machen würde.

Das Gesetz, welches das fremde Tuch verbietet, bestimmt also, daß, wenn Deutschland Tuch haben will, es von uns in Natur gemacht werden muß, und daß wir nicht dieses „etwas Anderes“ verfertigen dürfen, womit wir das fremde Tuch kaufen würden?

Ganz richtig.

Da es uns also nöthigt, zu weben, und uns verbietet, „etwas Anderes“ zu erzeugen, eben weil diese andere Sache weniger Arbeit kosten würde, (denn außerdem würde es sich nicht darum bekümmern) so verordnet es daher, daß Deutschland für ein bestimmtes Maß von Arbeit nicht mehr als eine Elle Tuch haben soll, wenn es sie selbst webt, während es für dieselbe Menge Arbeit zwei Ellen erhalten haben würde, wenn es „etwas Anderes“ gemacht hätte.

Aber, um Himmelswillen! was denn „Anderes“?

Hat es die Wahl, so wird es nichts Anderes machen, als was sich ihm eben darbietet.

Das ist möglich, allein ich fürchte immer, daß das Aus-

land uns Tuch schicken, aber nicht das „etwas Anderes“ abnehmen werde, in welchem Falle wir sehr angeführt werden würden. In jedem Falle zeigt sich der Einwurf auch von Ihrem Gesichtspunkte aus, denn Sie geben zu, daß Deutschland dieses „etwas Anderes“ gegen Tuch austauschen würde, und zwar mit weniger Arbeit, als wenn es das Tuch selbst gemacht hätte.

Ohne Zweifel.

Eine gewisse Menge seiner Arbeit würde also unbeschäftigt sein.

Allerdings, aber ohne weniger gut gekleidet zu sein, eine Kleinigkeit, von wo der ganze Irrthum herrührt. Robinson hatte sie aus den Augen verloren; unsere Schutzzöllner sehen sie nicht, oder wollen sie nicht sehen, was ihnen sehr oft begegnet. Das ans Ufer geworfene Bret würde Robinson auch vierzehn Tage lang unbeschäftigt gelassen haben, weil er nun nicht nöthig hatte, sich eines zuzuhauen, allein ohne ihn dessen zu berauben. Man muß daher zwischen den zwei Arten von Verminderung der Arbeit unterscheiden, zwischen der, welche beraubt, und zwischen der, welche Genuß verschafft. Diese zwei Arten sind himmelweit verschieden, hält man sie aber für gleich, so urtheilt man wie Robinson. In den verwickelsten so wie in den einfachsten Fällen besteht der Trugschluß darin, daß man von der Dauer und der Anstrengung aber nicht von den Ergebnissen der Arbeit auf ihre Nützlichkeit schließt, was auf den vortheilhaften volkwirthschaftlichen Satz führt: Die Ergebnisse der Arbeit sind zu verringern, um der letzteren Dauer und die Anstrengung dabei zu vermehren.

V. Bittschrift

der Verfertiger von Talg- und Wachslichtern, Lampen, Leuchtern, Treppenlaternen, Lichtpußen, Löschhütchen, Streichhölzchen, und der Erzeuger

von Talg, Del, Harz und überhaupt von Allem, was die Beleuchtung betrifft.

An die zweite Kammer
der Hohen bayerischen Ständeversammlung. *)
Hochgeehrte Herren!

Mit tiefem Schmerze haben die gehorsamst Unterzeichneten seither nur zuviel Anlaß gehabt, zu bemerken, daß die Hohe Kammer noch den Weg des „nationalen Systems der politischen Dekonomie“ zu gehen pflegt. Sie stößt immer noch zu sehr die abstracten Theorien zurück und nimmt sich des Erzeugers noch nicht genug an, obgleich wir gestehen müssen, daß die Hohe Kammer den besten Willen hat, ihn von der Mitbewerbung des Auslandes zu befreien, und der nationalen Arbeit den nationalen Markt zu überlassen.

Wenn auch die Hohe Kammer, und namentlich ihr patriotisches Mitglied, der Verfechter der deutschen Baumwollspinnerei durch Dick und Dünn, Herr von Schäßler, alle Mühe sich giebt, schulgerecht in ihren Bestrebungen zu verfahren, so weiß man doch nicht recht, ob sie sich nach einer Theorie oder einer Doctrin oder einem System richtet. Wir haben zwar oben des „nationalen Systems der politischen Dekonomie“ gedacht, allein dieß war ja niemals ein System, und sein großer Urheber ist von den Herren Eisenstuck, Günther und Rammen eben so überholt worden, wie die Ultraliberalen von 1830 von den Ultraliberalen von 1848.

*) Diese Bittschrift ist auch den zweiten Kammern Baden's, Württemberg's, Sachsen's und den Nationalversammlungen zu Berlin und Frankfurt a. M. in wortgetreuen Abschriften überreicht, aber an die Stelle des „Herrn von Schäßler“ sind folgende Namen eingeschoben worden:

bei Baden	Herr Jungbanns;
„ Württemberg	„ Moriz Mohl;
„ Sachsen	„ Evans und Gehe;
„ Preußen	„ Milbe;
„ Frankfurt a. M. . . .	„ Eisenstuck, Günther und Rammen.

Durch dieses Nicht-Fortgehen mit der Zeit ist die Hohe Kammer in eine falsche Stellung gerathen. Bald scheint es, als ob sie sich aus Doctrinen nichts mache, bald glaubt man, sie habe vor Systemen einen Abscheu, weil sie dem „nationalen System der politischen Dekonomie“ so sehr huldigt, bald muß man fast annehmen, sie läugne das Vorhandensein aller Principien in der politischen Dekonomie; gewiß ist aber, daß die nationale Praxis der Hohen Kammer ohne Theorie und ohne Princip sich bewegt.

Mit tiefem Schmerze gewahren wir diesen Zustand der Hohen Kammer, daher wir sie eben so inständigst als ehrfurchtsvoll bitten:

Sie wolle von dem „nationalen System der politischen Dekonomie“ als ganz veraltet und zu wenig fordernd absehen, und dagegen sich den Lehren des unvergleichlichen Kleeblattes: Eisenstück, Günther und Mammen zuwenden.

Nachdem wir diese von der reinsten Vaterlandsliebe und dictirte Pflicht erfüllt haben, wenden wir uns zu dem Anliegen, welches unsere bedrängte Lage uns nöthigt, der Hohen Kammer gehorsamst vorzutragen.

Wir seufzen unter der unerträglichen Mitbewerbung eines fremden Nebenbuhlers, welcher Licht so ungleich wohlfeiler als wir erzeugen kann, daß er unseren nationalen Markt zu fabelhaft wohlfeilen Preisen mit seinen Erzeugnissen überschwemmt, denn, sowie er sich zeigt, hört unser Absatz auf, alle Verbraucher wenden sich dann an ihn, und ein deutscher, unendlich verbreiteter Industriezweig ist sofort vollkommen gelähmt. Dieser Nebenbuhler, welcher Niemand anderes, als die Sonne ist, führt gegen uns einen solch' wüthenden Kampf, daß wir vermuthen, es könne nur das perfide Albion ihn uns über den Hals geschickt haben, um so mehr, als er gegen diese stolze Insel Rücksichten nimmt, die er gegen uns ganz aus den Augen setzt.

Wir bitten daher die Hohe zweite Kammer um ein Gesetz, welches die Schließung aller Fenster-, Dach- und Kellerlöcher,

Oefenaugen, mit einem Worte aller nur möglichen Oeffnungen, Löcher, Ritze und Risse verordnet, durch welche das Sonnenlicht in die Häuser zu bringen pfllegt, zum Nachtheil so vieler schöner Industrien, womit wir uns schmeicheln, das Land bereichert zu haben, welches uns in diesem so ungleichen Kampfe nicht verlassen darf, wenn es sich nicht des schwärzesten Undankes gegen uns schuldig machen will.

Wir bitten die Hohe Kammer, unsere Bitte nicht für eine Satyre zu nehmen und die Gründe anzuhören, welche wir zu ihrer Unterstützung vorzubringen haben.

Als ersten Grund führen wir an, daß, wenn die Kammer dem natürlichen Lichte den Zugang so viel als möglich verwehrt, dann alle andere Industrien in hohem Grade werden aufgemuntert werden.

Wenn zweitens mehr Talg verbraucht wird, so werden auch mehr Oefen und Schöpfe nöthig, und die künstlichen Wiesen, das Fleisch, die Wolle, die Felle und besonders der Dünger, diese Basis des Ackerbaues, werden sich dann vermehren.

Wird mehr Rüßöl verbraucht, so wird auch der Rüßens- und Rapsbau zunehmen und mit ihm die Zucht der Bienen, welche dann aus den jetzt unbenutzt verblühenden Blumen wohlriechende Schätze ziehen und eintragen werden. Und wie sehr werden sich dann unsere Sandsteppen mit Kiefern bedecken, denen das schönste Pech entnommen werden wird. Jeder Zweig des Ackerbaues würde sich also in hohem Grade entwickeln.

Derselbe Fall ist es mit der Schifffahrt; tausende von Schiffen würden dann auf den Wallfischfang gehen, und in kurzer Zeit würde unsere Handelsflotte einen großartigen Aufschwung nehmen, und dem patriotischen Sinne der gehorsamst unterzeichneten Lichtzieher u. entsprechen.

Mit großem Schmerze haben wir seither unsere Bergolber, unsere Leuchter-, Lampen-, Lüstres- und Candelaber-Fabrikanten nicht fortschreiten sehen. Wie würden dann ihre Waarenlager glänzen!

Und so geht es herab bis auf den Steinkohlenarbeiter

und den Rußbuttenmann, deren Lohn und Wohlbefinden unendlich steigen würde.

Möge die Hohe Kammer dieß wohl erwägen und dadurch überzeugt werden, daß es nicht einen Deutschen gebe, vom größten Viehmäster bis zum niedrigsten Streichhölzchen-Verkäufer, dessen Loos durch die Erfüllung unserer Bitte nicht werde verbessert werden.

Einige, doch glücklicherweise nur sehr wenige unter Ihnen, hochgeehrte Herren, werden uns zwar Einwürfe machen, allein sie nehmen sie nur aus den längst abgenutzten Büchern der geistesbeschränkten Anhänger der Handelsfreiheit. Wenn sie auch nur ein Wort gegen uns aussprechen, so werden wir es sogleich gegen sie selbst und ihr Princip anwenden, das sie in ihrer traurigen Politik leitet.

Wir sehen voraus, daß sie sagen werden, bei diesem Schutze würden wohl wir, aber nicht Deutschland gewinnen, weil der Verbraucher die Kosten zu bezahlen habe.

Darauf haben wir zu antworten, daß die Hohe Kammer gar nicht mehr das Recht hat, sich des Verbrauchers anzunehmen, denn jedesmal, wenn er und der Erzeuger sich in die Haare geriethen, ist jener von ihr geopfert worden. Es ist also Verjährung eingetreten. Ueberdieß geschah es ja aus sehr guter Absicht, denn es sollte die Arbeit aufgemuntert werden, um das Gebiet der Arbeit auszudehnen. Aus diesem Grunde muß die Hohe Kammer auch uns unsere Bitte gewähren.

Die Hohe Kammer hat sich selbst die Hände gebunden, denn wenn man ihr sagte, der Verbraucher sei bei der freien Einfuhr des Eisens, des Baumwollengarns, der Gewebe &c. theilhaftig, so sagte sie, der Erzeuger sei es bei ihrer Ausschließung. Nun wohl! wenn die Verbraucher bei der Zulassung des Sonnenlichts theilhaftig sind, so sind es auch die Erzeuger bei dessen Verbote.

Man hat gesagt und sagt, Erzeuger und Verbraucher wären eins. Wenn der Fabrikant durch den Schutz gewinne, so werde er dem Landwirth zu verdienen geben, und wenn die-

fer gedeihe, so werde er den Fabriken Absatz verschaffen. Dieß paßt ganz auf uns, denn wenn die Hohe Kammer uns das Monopol der Beleuchtung während des Tages zugesteht, so werden wir sogleich viel Talg, Steinkohlen, Rüböl, Harz, Wachs, Silber, Eisen, Bronze und Kristalle kaufen, um unsere Industrien zu beleben und überdieß werden wir und unsere zahlreichen Fabrikanten, weil dadurch reich geworden, viel verbrauchen und unter allen Zweigen der nationalen Arbeit Wohlbefinden verbreiten.

Die Hohe Kammer, welche noch an dem wenig fordernden »nationalen System der politischen Oekonomie« hängt, und sich noch nicht zu den wahrhaft nationalen Doctrinen des volkswirtschaftlichen Ausschusses zu Frankfurt a. M. zu erheben verstanden hat, wird vielleicht noch dem altmodischen Sage der Anhänger der Handelsfreiheit beistimmen, daß das Sonnenlicht ein Geschenk sei, und daß Geschenke zurückweisen den Reichtum selbst abschlagen heiße, unter dem Vorwande der Aufmunterung der Mittel, ihn zu erlangen.

Damit würde die Hohe Kammer ihrer Politik den Tod bringen; bedenke sie, daß sie bis jetzt das fremde Erzeugniß immer zurückgewiesen hat, weil es sich dem Geschenke, und um so mehr, als es sich ihm näherte. Um dem Andringen der anderen Monopolisten zu entsprechen, hatte die Hohe Kammer nur einen halben Grund; aber zur Gewährung unserer Forderung hat sie einen vollständigen Grund, weil das Geschenk vollständig ist.

Die Arbeit und die Natur tragen nach Ländern und Klimaten in verschiedenen Verhältnissen zur Schaffung eines Erzeugnisses bei. Der Antheil der Natur ist stets umsonst; der Antheil der Arbeit bestimmt den Werth und das Lohn.

Wenn eine Orange aus Lissabon um die Hälfte wohlfeiler als eine deutsche ist, so hat eine natürliche und folglich geschenkte Wärme für die eine das gethan, was die andere einer künstlichen und daher kostspieligen verdankt. Erhalten wir also eine Orange aus Portugal, so kann man sagen, daß sie uns zur Hälfte geschenkt werde, und nur zur Hälfte bezahlt

werden muß, oder mit anderen Worten, wir erhalten sie um den halben Preis in Bezug auf die deutsche.

Aber gerade durch diese halbe Unentgeltlichkeit wird die Hohe Kammer bestimmt, sie auszuschließen, denn sie sagt: wie könnte die nationale Arbeit die Mitbewerbung der fremden ausschalten, wenn jene Alles zu thun hat, diese aber nur die Hälfte, weil die Sonne die andere über sich nimmt? — Wenn aber diese halbe Unentgeltlichkeit sie veranlaßt, die Mitbewerbung zurückzuweisen, wie kann da die ganze Unentgeltlichkeit sie bewegen, die Mitbewerbung zu erlauben? Sie sind also, hochgeehrte Herren, entweder keine Logiker, oder Sie müssen, indem Sie die halbe Unentgeltlichkeit als unserer nationalen Arbeit schädlich zurückweisen, a fortiori und mit doppeltem Eifer die ganze Unentgeltlichkeit verbieten.

Wir wiederholen es, wenn ein Erzeugniß, Steinkohlen, Eisen, Gespinnst oder Gewebe, uns vom Auslande zukommt, und wir es mit weniger Arbeit erlangen können, als wenn wir es selbst verfertigen, so ist der Unterschied ein Geschenk, das uns gereicht wird. Es ist um so viel mehr oder weniger beträchtlich, um so viel jener mehr oder weniger groß ist, und beträgt ein Viertel, die Hälfte, drei Viertel des Werthes des Erzeugnisses, wenn das Ausland nur drei Viertel, die Hälfte, ein Viertel unseres Preises dafür nimmt. Das Geschenk ist aber so vollständig als möglich, wenn der Geber, wie im vorliegenden Falle die Sonne, nicht das Geringste uns abverlangt. Es handelt sich also um die Frage, ob die Hohe Kammer Deutschland die Wohlthat des unentgeltlichen Verbrauches oder die angeblichen Vortheile einer lästigen Erzeugung gewähren will. Die Wahl liegt in der Hand der Hohen Kammer, doch erlauben wir uns die Bitte, logisch zu verfahren, denn so lange als sie wie seither das Eisen, die fremden Fabrikate &c. in dem Verhältnisse zurückweist, als ihr Preis sich Null nähert, so lange muß sie auch, wenn sie nicht ganz folgewidrig handeln will, während des ganzen Tages das Sonnenlicht zurückweisen, dessen Preis doch Null ist.

Wir ersterben in tiefster Ehrfurcht &c.

VI. Die Unterscheidungszölle.

Das Jahr des Heils 1848 brachte Deutschland den volkswirtschaftlichen Ausschuß zu Frankfurt am Main; dieser schickte 999 Fragen, welche die gründlichste Sachkenntniß beurkundeten und daher nicht einsehen ließen, warum denn eigentlich gefragt werde, — an 1001 Handelsvorstände und Innungen, welche mit der größten Bereitwilligkeit und zum Theil recht offen ihre Meinung zu erkennen gaben. Diese 999999 Beantwortungen der einzelnen Fragen wurden vom Ausschusse mit der größten Schnelligkeit binnen drei Tagen gesichtet, und ihr Inhalt nach ferneren drei Tagen aus den vielen oft sich ganz entgegenstehenden Canälen so geschickt in einen einzigen geleitet, daß der Ausschuß sich wirklich dem „geschlossenen Handelsstaate“ zugewendet haben würde, wenn nicht in der Politik die Schlagworte: „Freiheit“, „unbeschränkte Bewegung“, „breiteste Unterlage“ in zu großer Geltung gestanden hätten. Die Vorsicht gebot ihm also, einzulenkten, aber nicht viel, denn es kamen nun die Schlagwörter „Schutz der bedrängten deutschen Industrie gegen das Ausland“

Ausfuhrprämien,
Rückzölle,
Unterscheidungszölle,
Repressalien, zu Tage.

Es gab zwar kurzsichtige Leute, welche diese Maßregeln „die Kumpelkammer des seligen Mercantilsystems“ nannten, und meinten, dieser „Schutz der deutschen Arbeit“ sei nichts Anderes als ein behutsamer Ausdruck für: „geschlossener Handelsstaat“, denn er könne, wie schon Beispiele vorlägen, so weit getrieben werden, daß dem letzteren nichts fehle als der Namen. Es gab sogar abscheuliche, vom ärgsten Neide getriebene Menschen, welche sich nicht scheuten zu sagen, bei den meisten Industrien z. B. den schlesischen Eisenwerken, der Seidenindustrie, und der Spinner und Weber in einer Person handele es sich bei der Schutz Zollfrage nur darum, mehr Champagner als seither trinken zu können. Doch solchen erbärmlichen Subjecten wurde gebührend

geantwortet, und Deutschland vom 1. Januar 1850 an, da der erste September 1848 stillschweigend bei Seite geschoben worden war, mit den erwähnten nicht genug zu preisenden Maßregeln beglückt.

Am Tage darauf, also den zweiten Januar, fuhr ein Bauer in die Stadt, um einige Scheffel Getreide zu verkaufen, und Leinengarn dafür zu nehmen, das in den langen Winterabenden von ihm gewebt werden sollte. Er begegnete einem Belgier und einem Engländer. Der Erstere bot ihm für sein Getreide funfzehn Packete Garn, der Letztere aber zwanzig, weil man in England wohlfeiler als in Belgien spinne. Er wollte eben mit Letzterem den Handel abschließen, als glücklicherweise ein Zollbeamter hinzutrat, der ihm davon abrieth, denn es sei seine Pflicht, allen Handel mit dem Engländer zu verhindern; mit dem Belgier sei er erlaubt. Was! sagte der Bauer, ich soll mit funfzehn Packeten zufrieden sein, während der Engländer mir zwanzig geben will? — Nur zu wahr; aber seht Ihr denn nicht ein, daß Deutschland verlieren würde, wenn Ihr zwanzig, statt funfzehn Packete erhieltet? — Das zu begreifen, geht über meinen Horizont, meinte der Bauer. — Und auch über den meinigen, es Euch zu erklären, antwortete der Zollbeamte, allein die Sache muß doch richtig sein, denn der volkswirthschaftliche Ausschuß in Frankfurt, die süddeutschen ersten und zweiten Kammern, die Augsburger Allgemeine, die Bremer, die Weserzeitungen, der schwäbische Mercur und das Zollvereinsblatt sind darüber ganz einverstanden, daß je mehr ein Volk für eine gegebene Menge seiner Erzeugnisse erhalte, je ärmer es werde, und der festen Ueberzeugung, daß Norddeutschland sich ihren Beschlüssen so ohne Alles fügen werde, was auch sicherlich geschehen würde, wenn diese unsere Brüder in der Erkenntniß nicht noch so zurückständen, die Glückseligkeit eines Zolles von funfzig bis hundert Procent vom Werthe nicht begreifen zu können, und sie von den Wühlern, den Finanzzöllnern, in ihrer falschen Ansicht nicht bestärkt würden. Nun sehet, lieber Mann, da hat denn der volkswirthschaftliche Ausschuß, dem es der Himmel in alle Ewigkeit vergelten wolle, denn ohne ihn

wäre ich nicht seit gestern angestellt, um zu den „wirksamen Maßregeln“ gegen das Ausland beizutragen, gemeint, daß wir dem hinterlistigen England jährliche zehn bis zwölf wohl auch siebzehn Millionen baare blanke klingende Thaler für Spinnerlohn bezahlten, und daß wir diese selbst verdienen sollten und könnten und müßten. Wie das der Belgier merkte, da ist er gleich gekommen, hat einen Handelsvertrag mit uns abgeschlossen, wobei Deutschland, wie gewöhnlich seit tausend Jahren, abermals den Kürzeren zieht, denn Belgien gewährt uns nur größeren Verkehr der vereinsländischen Schiffe in belgischen Häfen und Antwerpen als Hafen des Zollvereins, während wir ihm fast ganz abgeschaffte Durchgangszölle und um die Hälfte ermäßigte Eingangszölle auf belgisches Eisen zugestanden haben. Klar ist es, daß Belgien diese beiden Zugeständnisse leicht machen konnte, denn es gewinnt durch die beiden des Zollvereins außerordentlich; dieser hat dagegen große Geldopfer zu bringen. Was nun Euer Leinengarn betrifft, so muß der Deutsche das belgische fast ohne Zoll hereinlassen, wogegen der Belgier einige Zugeständnisse auf deutsche Seidenwaaren gemacht hat. Da nun Belgien nur vier Millionen Verbraucher besitzt, bei Deutschland aber noch eine Null hinten daran zu setzen ist, so werdet Ihr leicht begreifen, auf wessen Seite der Vortheil sich befindet, und daß Ihr die fünf Pakete, welche Ihr vom Belgier weniger als vom Engländer erhaltet, dem deutschen Seidenwaarenfabrikanten geben müßt. Nun wird es Euch wohl handgreiflich werden, wohin das Schutzollsystem und seine Kumpelsammer führt.

Der Bauer schüttelte den Kopf.

III.

Die Volkswirthschaftslehre für Jedermann.

§. 1.

Die Lehre von der Volkswirthschaft befaßt sich mit der Erzeugung, der Vertheilung und dem Verbräuche des Gesamt-Eigenthums.

§. 2.

Das Gesamt-Eigenthum oder der Reichtum eines Landes ist das directe Ergebniß der Arbeit des Menschen, indem er die natürlichen Erzeugnisse ausbeutet, und sie zu seinen verschiedenen Bedürfnissen verwendet. Es besteht daher in den Sachen, welche man besitzt, und die einen anerkannten Werth haben. Ein Landgut, ein Haus, ein Zimmergeräthe, Gewebe, Lebensmittel, Gold und Silber u. u. sind Theile des Eigenthums. Die Gesamtheit des Privatvermögens bildet das Vermögen des Volkes, den National-Reichtum. Gewöhnlich nennt man die Personen reich, welche viele Güter besitzen, allein sobald man untersucht, wie der Reichtum sich bildet, vertheilt und verbraucht wird, nennt man ebenfalls diejenigen Sachen, welche einen Werth haben, Reichtümer, gäbe es deren wenige oder viele, sei es nun ein Weizenkorn oder ein Scheffel Weizen. Der Werth eines Gegenstandes wird durch den Nutzen bestimmt, den man daraus ziehen kann.

§. 3.

Unter Nutzen versteht man diejenige Eigenschaft, vermöge welcher man sich gewisser Gegenstände ganz nach Belieben bedienen kann. Da sie deswegen gesucht werden, so bringt man ein Opfer, um sie zu besitzen, und dieses bestimmt ihren Werth. Der Verstand findet zwar nicht Alles nützlich, aber dennoch muß man darunter alles verstehen, was die Bedürfnisse und die Wünsche des Menschen, wie er nun einmal ist, befriedigt. Gegenstände, in Beziehung auf die Möglichkeit, ihren Besitzern andere im Austausch zu verschaffen, nennt man Werthe; in Beziehung auf die Menge der Bedürfnisse, welche sie befriedigen können, werden sie Erzeugnisse genannt. Erzeugen heißt den Sachen Werth geben, indem man sie nutzbar macht.

§. 4.

Die Arbeit des Menschen besteht in der Anwendung aller seiner geistigen und physischen Kräfte zu einem nützlichen und einträglichen Geschäfte. Sie giebt jedem Menschen seine wahre Geltung im Staate, und zeigt sich in vielen Gestalten. Zur besseren Uebersicht mögen diese in fünf Industrien abgetheilt werden.

§. 5.

Die landwirthschaftliche Industrie oder der Ackerbau beschäftigt sich mit der Bearbeitung des Bodens, und der Einsammlung seiner Erzeugnisse. Auf der Oberfläche der Erde, im Wasser und in der Luft widmet er seine Kräfte dem Anbaue des Getreides, des Weins, der Wiesen, der Wälder, der Gärten; beschäftigt er sich mit der Viehzucht, der Jagd und dem Fischfange.

§. 6.

Der Bergbau holt aus der Tiefe der Erde Salz, Steinkohlen, Eisen, Kupfer, Blei, Silber, Gold und andere Metalle, Steine, Marmor, &c.

§. 7.

Die Fabrik-Industrie verarbeitet die Rohstoffe des Erdbodens; durch chemisches Verfahren bereitet sie Felle, Leder, Pelzwerk, Nahrungstoffe, chemische Fabrikate zum Medicinal- und Gewerbegebrauche; durch mechanisches Maschinen, Handwerkzeuge, Wagen, Schiffe 2c.; wollene, leinene, baumwollene und seidene Waaren; Zimmergeräthe, Hausgeräthe, Gegenstände des Luxus 2c. Dem Rohstoff giebt die Industrie einen Werth, den er vorher nicht besaß, oder dessen Werth sie vermehrt, wenn er einen hatte. Im letzteren Falle ist der Rohstoff einer Industrie schon das Erzeugniß einer vorhergegangenen Industrie.

§. 8.

Geistig beschäftigt sich der Mensch mit den Wissenschaften und Künsten. Es giebt auch immaterielle Erzeugnisse. Der Arzt verkauft den Nutzen seiner Wissenschaft. Er ist die Frucht seiner Studien und Arbeit; wir kaufen sie, indem wir ihn um Rath fragen, und verbrauchen sie, indem wir diesen befolgen. Hier haben wir ein reelles aber immaterielles Erzeugniß. Eine theatralesische Vorstellung und das Eintrittsgeld dafür sind ein Austausch, wie jeder andere.

§. 9.

Diese vier Richtungen, in welchen sich die menschliche Thätigkeit bewegt, begreifen alle Arbeiten in sich, welche zur Erzeugung alles dessen beitragen, was zur Befriedigung aller physischen, geistigen und moralischen Bedürfnisse des Menschen erforderlich ist.

§. 10.

Sie führen zur vollständigen Erzeugung und alle Gegenstände derselben erwarten nun den Verbrauch. Da man aber nicht Alles erzeugen kann, was man bedarf, und da auf der anderen Seite keiner der Erzeuger Alles verzehren kann,

was er erzeugt, weil er seine Thätigkeit auf irgend einen Gegenstand ausschließlich richtet, so zeigt sich die Nothwendigkeit eines Vermittlers, einer neuen Geschäftsthätigkeit, welche alle Erzeugnisse an sich bringt, und ihnen einen neuen Werth giebt, indem er sie in Umlauf setzt, sie dahin führt, wo man deren am meisten bedarf, und ihnen also einen Absatz verschafft.

§. 11.

Diese fünfte Entwicklung der menschlichen Thätigkeit nennt man

d e n H a n d e l

Genauer ist sie die dritte zu nennen, denn schon der Ackerbau und der Bergbau bedurften ihrer, als Künste, Wissenschaften und Fabriken noch nicht vorhanden waren.

§. 12.

Man erzeugt noch, wenn man ein Erzeugniß an einem Orte kauft, wo es weniger Werth hat, und es dahin führt, wo es mehr gilt. Der Handel kauft dem Erzeuger sein Erzeugniß ab, und sucht den Verbraucher auf, der es ihm abkauft.

§. 13.

Sobald das Erzeugniß in die Hände des Handels übergeht, wird es eine Waare. Wird eine in größerer Menge angeboten, ohne daß die anderen es auch werden, so fällt sie in Beziehung auf diese im Preise, und dieser Umstand zieht den Käufer an, in dessen Interesse es liegt, so viel als möglich davon für dieselbe Menge Geld zu erhalten, welche er früher für weniger ausgab. Aus demselben Grunde wird sie vom Augenblicke ihres größern Begehrs an theurer. Die Thätigkeit in der Erzeugung aller anderen Erzeugnisse vermehrt den Absatz eines jeden einzelnen Erzeugnisses, weil es die Menschen nur mit denen kaufen können, welche sie selbst erzeugen. Je mehr der eine Theil Getreide, Wein &c. erbauet, je mehr werden z. B. die Tuchfabrikanten von ihrem Erzeugnisse verkaufen.

Die Erzeuger vermehren durch ihre Zunahme auch die Verbraucher; und jeder Erzeuger hat durch seine Mehrerzeugung auch deren Verbrauch vergrößern können, denn fast Alle erzeugen für Alle.

§. 14.

Um diese Waare an den Mann zu bringen, schreitet der Handel zum Austausch. Er giebt ein Erzeugniß hin, um ein anderes dafür zu erhalten, denn da Jedermann sich nur einer Art von Erzeugung widmet, und eine Menge anderer Erzeugnisse bedarf, so verbraucht er stets nur einen sehr kleinen Theil seines Erzeugnisses, und vertauscht das Uebrige, um dafür seine anderen Bedürfnisse einzukaufen. Der Handel giebt z. B. dem Landwirth für sein überflüssiges Getreide, Heu u. andere Nahrungsmittel, Wein, Kleidung, Geräthe für seinen häuslichen Bedarf und für seinen Feldbau.

§. 15.

Da aber gegenwärtig der Austausch nicht mehr in Erzeugnissen gegen Erzeugnisse bestehen kann, so hat man einen Werthmesser erfunden, wonach alle Erzeugnisse zur Zeit ihrer Abschätzung gemessen werden. Man ist über ein Zeichen übereingekommen, mittelst dessen man ihren Werth benennt. — *wissenschaftl.*

§. 16.

Dieses benennende und keinesweges näher bestimmende Zeichen ist

d a s G e l d .

Es besteht gegenwärtig aus Gold, Silber oder Kupfer, und bestimmt nicht den Werth einer Sache, sondern bringt ihn nur zu einem Begriff. Man schätzt die Gegenstände nach der Menge Geld ab, welche man dafür erlangen kann, weil man sich eine viel richtigere Idee von einem Werthe machen kann, wenn er unter der Gestalt nur einer Waare dargestellt wird. Man weiß besser, was man für hundert Thaler, als

was man für vierzig Scheffel Getreide erlangen kann, obgleich diese beiden Werthe in derselben Stunde ganz gleich sein können, und folglich zwei Besitzthümer von gleichem Werthe bilden. Das Geld ist ein Erzeugniß der Industrie, eine Waare, die einen Tauschwerth hat. Das Geld erlangt seinen Werth auf dieselbe Art, wie jedes andere Erzeugniß. Man kann wohl bestimmen, daß ein Stück Silber z. B. ein Thaler, fünf Thaler heiße, nicht aber, daß ein Kaufmann eine Sache für einen, für fünf Thaler verkaufe. Der Werth einer Sache bestimmt sich durch die Menge jeder anderen Sache, welche man durch ein gemeinschaftliches Uebereinkommen dafür giebt und nimmt. Das Geld erhält seinen Werth durch den Gebrauch, welcher sehr groß, bequem und unentbehrlich ist, denn erstens ist der Werth der Sache, welche man austauschen, also verkaufen will, in den meisten Fällen sehr verschieden von dem desjenigen Gegenstandes, welchen man eintauschen, also einkaufen will. Wenn kein Geld vorhanden wäre, und man einen Gegenstand von vier Thaler Werth gegen eine Sache von einem Thaler Werth austauschen wollte, so würde man einen viermal größeren Werth hingeben müssen, als man erhielte, da der erstere Gegenstand allen Werth verlieren würde, wenn man ihn in vier Stücke theilen wollte. Und zweitens ist es sehr ungewiß, ob der Besitzer des Gegenstandes von einem Thaler Werth unsere vier Thaler kostende Sache braucht, sicher aber, daß er stets das Geld sehr gern nehmen wird.

Man giebt und empfängt beim Ein- und Verkaufe um so viel mehr Geldstücke, als es deren mehr im Lande giebt. Der Scheffel Weizen z. B. drei Thaler werth, würde also mit sechs Thalern bezahlt werden, wenn noch einmal so viel Geld vorhanden wäre. Bei dieser Annahme würde aber der Reichtum des Landes nicht gestiegen sein, denn man giebt und erhält dann eben auch nicht mehr Verbrauchsgegenstände, als früher. Wenn dagegen der Vorrath an Geld abnimmt, oder wenn die Gegenstände des täglichen Austausches sich vermehren, ohne daß das Geld zunimmt, so steigt der Werth des letztern, weil dann der Bedarf und die Frage nach demselben stärker werden.

Wenn der Werth des Geldes steigt, so giebt man dessen weniger für alle Arten von Waaren, oder mit andern Worten, der Preis derselben fällt. Nimmt aber der Werth des Geldes ab, so giebt man bei jedem Einkauf mehr Geld; der Preis der Waaren steigt nun.

§. 17.

Was einem Erzeugnisse den Werth giebt, ist zuerst der Grad seiner Nützlichkeit und die Menge der darauf verwendeten Arbeit. Diese letztere Werthbelegung begreift z. B. in der Fabrikindustrie den Preis des Rohstoffes, das Lohn der Arbeiter, und den Gewinn des Unternehmers. Sodann bestimmt ihn die größere oder geringere Nachfrage.

§. 18.

Der Austausch mittelst des Geldes begreift zwei Verrichtungen in sich

den Kauf und Verkauf.

Kaufen heißt Geld für den Werth eines Erzeugnisses hingeben; es gegen seinen Gegenwerth in Geld abtreten, verkaufen.

§. 19.

Da das Metallgeld, so sehr vorhanden und versüßbar es auch ist, dennoch nicht hinlangt, um alle die großen und unzählbaren Umsätze des Handels zu erleichtern und zu bestreiten, so haben die Kaufleute

d e n C r e d i t

eingeführt, welcher nur auf dem Vertrauen beruht. Der Verkäufer übergiebt seine Waaren dem Käufer gegen das Versprechen, zu einer bestimmten Zeit Zahlung dafür zu leisten, welches theils nur mündlich, theils schriftlich durch eine einfache Empfangsanzeige, durch Bürgschaft, oder durch Ausstellung von Wechseln stattfindet. Der Wechsel ist diejenige Art von Credit,

welche im Handel am Meisten vorkommt, und unterscheidet er sich von den übrigen in hohem Grade.

Außer diesen Erleichterungen, welche den Austausch sehr bedeutend vervielfacht haben, sind

die Banken

ein ferneres wesentliches Hülfsmittel, indem sie Gelder empfangen, Noten ausgeben, Wechsel kaufen und Vorschußgeschäfte gegen Unterpfand machen, wodurch sie dem kaufmännischen Credit seine völlige Ausbildung geben.

§. 20.

Der Handel theilt sich in den äußeren und inneren.

§. 21.

Der äußere Handel kauft Erzeugnisse des Inlandes, um sie in das Ausland zu senden und kauft dessen Waaren, um sie im Inlande abzusetzen. Die eingeführten Waaren werden durch ausgeführte bezahlt. Es scheint zwar, daß dafür eingeführte edle Metalle dem Inlande ein viel dauerhafteres Capital, als z. B. Baumwolle verschafft haben würden, allein ein Capital ist in Hinsicht des Stoffes, worin sein Werth besteht, nicht mehr oder weniger dauerhaft, wohl aber in Hinsicht der Art des Verbrauches desselben. Ein Baumwollenspinner verliert nicht den geringsten Theil seines Capitals, wenn er sein Geld in Baumwolle anlegt, verschwendet aber einen Theil seines erzeugenden Capitals, wenn er Luxusgegenstände aus edlen Metallen oder Edelsteine dafür kauft.

Das geprägte Geld wird allerdings seltener werden, wenn dessen Stoff es wird; allein der einzige daraus entspringende Nachtheil würde sein, daß der Verkauf schwieriger wäre; denn wie jede andere Waare werden auch die edlen Metalle theurer, wenn sie seltener werden; und es können viel weniger Mark Silber in Umlauf sein, ohne daß weniger Werthe vorhanden sind, weil dann jede Mark Silber mehr werth ist. Da man es nicht sucht, um es zu verbrauchen, sondern um dafür zu

kaufen, so kommt sein Werth wenig in Betracht; der Kaufmann, welcher davon weniger für seinen Verkauf erhält, giebt dagegen davon auch weniger beim Einkaufe aus.

Man kann die Einfuhr edler Metalle trotz Maßregeln aller Art nicht über die Bedürfnisse des Landes vermehren, denn von dem Augenblicke an, wo es deren über den Bedarf besitzt, sinkt ihr Werth in Beziehung auf alle übrigen Waaren, und werden sie dahin gehen, wo ihr Preis höher steht. *)

§. 22.

Der innere Handel entwickelt sich nicht so, wie der äußere, ist aber viel bedeutender und besteht zwischen den verschiedenen Theilen eines Landes in dem Austausch des Ueberflüssigen ihrer gegenseitigen Erzeugnisse. Der Großhändler verkauft nur im Ganzen an den Kleinhändler, und dieser vereinzelte seine Waaren nach dem Bedürfnisse des Käufers.

§. 23.

Der Speculationshandel zieht eine Waare aus dem Umlaufe, wenn sie überflüssig vorhanden ist, um sie zu einer gelegenen Zeit wieder an den Markt zu bringen. Beschäftigt er sich mit Getreide und anderen Lebensmitteln, so pflegt man ihn oft *Wucher* zu nennen, bedenkt aber nicht, daß wenn er Getreide zu niedrigen Preisen kauft, er dann ein wünschenswerthes Gleichgewicht zwischen den Erzeugungskosten und den außer allem Verhältnisse niedrigen Verkaufspreisen herstellt, wodurch der Landwirth mehr erhält, ohne daß der Verbraucher dadurch Schaden litte. Bei einer Mißernte wird dadurch aber noch der Vortheil erreicht, daß man in Folge der durch die Speculation höheren Preise bei Zeiten anfängt, mit den Vorräthen sparsamer umzugehen, so daß, wenn später der Speculant verkauft, sich Vorräthe und größere vorfinden, als wenn er nicht im In- und Auslande bei Zeiten eingekauft hätte, und

*) Siehe Beilage A.

die Preise daher nicht die Höhe, als ohne ihn, erreichen, wodurch der Verbraucher wieder und mehr erhält, als er früher in Folge der Einkäufe des Speculationshandels hat mehr bezahlen müssen.

§. 24.

Der Paschhandel besteht zwischen Kaufleuten zweier Nationen mit Umgehung der Gesetze, welche die freie Ein- oder Ausfuhr verhindern. Er ist die nothwendige Folge beschränkender Maßregeln, um die Industrie in falsche Canäle zu leiten. *)

§. 25.

Der Handel hat einen doppelten Beruf. Zuerst belebt und unterhält er die Beziehung zwischen den Erzeugnissen und den Bedürfnissen; sodann verschafft er dem Verbräuche die verlangten Gegenstände zu den wohlfeilsten Preisen. Um dahin zu gelangen, bedarf er der besten und wohlfeilsten Transportmittel mit freiester Bewegung. Sie bestehen in Landstraßen, Eisenbahnen, Flüssen, Canälen; in Postanstalten, Frachtfuhrwerk, Fluß- und Seeschiffahrt. **)

§. 26.

Die Handelsfreiheit

findet man da, wo es keine Hindernisse giebt, welche die Waaren auf jedem Schritte anhalten, und den Preis, nicht aber den Werth erhöhen. Diese Hindernisse bestehen: im Verbot, welches keine fremden Waaren hereinläßt, und im Schutzsystem, welches wie jenes den Schmuggel hervorrust, die fremden Erzeugnisse mit Einfuhrzöllen belegt, und ihren Preis auf die Höhe des kostenden Preises der einheimischen stellt, dem Erzeuger eine Sicherheit gewährt, welche ihn nicht vorschreiten läßt, und

*) Siehe Beilage B.

**) Siehe Beilage C.

das Land der Erzeugnisse beraubt, welche es wohlfeiler hätte erlangen, und gegen welche es die seinigen hätte hingeben können. Diese Hindernisse sind

das Monopol,

welches man zu Gunsten einer gewissen Industrie schafft, und das der Industrie im Allgemeinen schadet, ohne den Zweck zu erreichen, welchen man durch die angebliche Aufmunterung beabsichtigte, welche nichts als eine Beförderung der Bequemlichkeit ist. *)

§. 27.

Die Arbeit ist nur eine vereinzelt, unvollständige, wirkende Kraft, und erreicht ihren Zweck nur dann vollständig, wenn sie sich mit den zwei andern unentbehrlichen Kräften der Erzeugung verbindet, mit den Capitalen oder Werkzeugen der Arbeit, und dem Grund und Boden, als Gegenstand der Arbeit. Wer eins von Beiden oder Beides be sitzt, trägt, wenn auch indirect, zur Erzeugung bei, indem er es den Arbeitern gegen irgend einen Zins, d. h. gegen einen Theil der Arbeit überläßt. Das Capital ist eine Summe von Werthen, und kann daher aus vielen verschiedenen Gegenständen, sowie auch aus edlen Metallen bestehen. Es bestreitet den Vorschuß der Kosten, welche die Erzeugung von ihrem Anfange an bis zum Verkaufe des Erzeugnisses erfordert.

§. 28.

Die wahren Erzeuger sind daher: 1) die Gelehrten und Künstler, welche die den Menschen zur Erzeugung nöthigen Kenntnisse entwickeln und verbreiten; 2) die Landwirth, Bergleute und Fabrikanten, welche diese Kenntnisse bei der Erzeugung anwenden, und 3) die Kaufleute, welche diese Erzeugnisse schnell in Umlauf bringen. Ihnen allein ist also

*) Siehe Beilage D.

das Gesamteinkommen

zuzuschreiben, oder der Theil des Werthes der Erzeugnisse, welcher sich in Folge der Erzeugung als Ueberschuß der Kosten unter die Erzeuger vertheilt. Es ist der Gewinn, welcher sich täglich erneuert, und wovon die Familien und Individuen leben. Seine Quellen sind die industriellen Fähigkeiten, die Capitale und der Grund und Boden. Das Einkommen einer Nation besteht in der Summe alles Einkommens derjenigen Privatleute, welche sie bilden.

§. 29.

Ist der Reichthum erzeugt und vertheilt, so gehört er

dem Verbrache

an. Wie der Reichthum verbraucht wird, und in welchem Verhältnisse er vertheilt ist, sind zwei der schwierigsten Fragen der Volkswirtschaft, und bilden sie den Punkt, wo diese Wissenschaft am meisten mit der Politik in Berührung kommt.

Hier wirft sich die große Frage der Löhne auf. Die Industriellen sind in zwei Klassen zu theilen, in die Unternehmer und ihre Arbeiter. Der Gewinn der ersteren ist ungewiß, weil er von vielen Wechselfällen abhängt, daher ihnen auch ein größerer Antheil am Gewinne zukommt. Gehen einige zu Grunde, so befinden sich aber auch viele unter ihnen, welche zu großem Vermögen gelangen. Der Gelehrte und der Künstler gewinnen am wenigsten, weil ihre Leistungen durch den davon gemachten Verbrauch nicht vernichtet werden. Das Lohn des Arbeiters erhebt sich nicht über das Nothwendigste, um mit seiner Familie bestehen zu können. Volkswirtschaftlich gesprochen, ist der Verbrauch die Zerstörung des Werthes einer Sache oder eines Theiles derselben; der Verlust ihres Nuzens oder eines Theiles desselben. Alles Erzeugte wird verbraucht; jeder geschaffene Werth wird also zerstört, und ist nur geschaffen worden, um zerstört zu werden.

Es giebt zwei Arten von Verbrauch: diejenige, welche einen Werth nur zerstört, um ihn durch einen andern zu ersetzen,

was man den wiedererzeugenden Verbrauch nennt, und daher dauert der Reichthum trotz des Verbrauches und der Zerstörung fort; und diejenige, welche den verbrauchten Werth zerstört, ohne ihn in einer andern Gestalt wieder herzustellen, welche daher der nicht hervorbringende, der unfruchtbare Verbrauch genannt wird. Diese letztere Benennung ist indessen nicht ganz genau, denn es giebt, moralisch gesprochen, eigentlich keinen nicht wiedererzeugenden Verbrauch. Das verbrannte Holz; die verzehrten Lebensmittel; die angehörte Musik haben uns Genüsse gewährt, wovon sicherlich, selbst physisch, etwas davon zurückbleibt. Da nun der Zweck der Erzeugung die Befriedigung unserer Bedürfnisse und Wünsche ist, so besteht eigentlich kein unfruchtbarer Verbrauch. *infr. quod!*

Es giebt öffentlichen und Privatverbrauch. Der erstere wird durch die Anforderungen des Staates bedingt. Er ist als wiedererzeugend anzunehmen, wenn er von nützlichen Beamten ausgeht, wenn durch ihn die Arbeit und die Reinheit der Sitten befördert wird, wenn also eine Gegenleistung stattfindet. Er ist unfruchtbar, wenn die Nützlichkeit der Ausgaben zweifelhaft ist, wenn die Gegenleistung vermisst wird.

Der Privatverbrauch ist die Zerstörung von Werthen, welche zur Befriedigung der Bedürfnisse der Privatpersonen und ihrer Familien dienen.

§. 30.

Der Verbrauch oder die Ausgaben des Staates werden durch die Erhebung eines verhältnismäßigen Theiles des Einkommens eines jeden Staatsangehörigen bestritten, welche

die Abgaben

genannt werden. Sie sind entweder directe oder indirecte. Die ersteren treffen die Person, das bewegliche und unbewegliche Eigenthum, und das Gewerbe der Steuerpflichtigen; sie sind also die Personen- Grund- und Gewerbesteuern. Die indirecten sind auf den Verbrauch und verschiedene öffentliche

Handlungen gelegt, als Mehl- und Schlachtsteuer; Zölle; Stempel; Ueberschuß der Posteinkünfte 2c. Hierzu gesellen sich noch der Ertrag der Staatsgüter; Abzugsgelder 2c.

Die Abgaben von inneren Erzeugnissen lasten nicht allein auf dem, welcher sie bezahlt. Der Erzeuger schlägt sie auf seine Erzeugnisse, welche er dafür theurer zu verkaufen sucht. In einigen Fällen erlegt der Verbraucher sie aber auch direct. Auf die eine oder die andere Weise wird also die Waare theurer, und der Verbraucher beschränkt deren Verbrauch. Die Nachfrage nimmt ab und der Preis sinkt, wodurch der Gewinn des Erzeugers verringert wird. Manchmal bedarf der Käufer einen Verbrauchsgegenstand sehr, und wird daher ohngeachtet der Vertheuerung ihn kaufen. Da er aber stets nur eine gewisse Summe auszugeben hat, so verbraucht er dann eine andere Sache weniger, und so muß oft der Erzeuger von z. B. jeder einen Theil der Abgabe tragen, welche z. B. auf Getreide gelegt ist. Daher kommt es denn auch, daß Abgaben die Erzeugung gewisser Gegenstände theilweise verhindern. Da die Erzeuger durch die Gewißheit, die Frucht ihrer Arbeit ungeschmälert genießen zu können, zur Thätigkeit angespornt werden, so entmuthigen die Abgaben sie dagegen aber auch. Zu hohe veranlassen die Hinterziehung. Durch Zölle auf ausländische Waaren werden die Preise der gleichen inländischen gesteigert, und der Verbraucher zu Gunsten einiger bevorzugten Industrien besteuert, von denen er keine Gegenleistung erhält.

Wenn die Regierung mit dem durch die Abgaben erhaltenen Gelde Einkäufe macht, so giebt sie es den Steuerpflichtigen nicht zurück, denn sie erhält nur einen gleichen Werth in Waaren. Das Geld, welches die Regierung in Umlauf bringt, ist nicht mehr werth, als die Gegenstände, welche sie kauft. Die Erzeugung derselben ermuntert sie allerdings, hätten aber die Steuerpflichtigen dieses Geld behalten, so würden sie eben auch gekauft und die Erzeugung aufgemuntert, selbst vermehrt haben, wenn sie ihr Geld wiedererzeugend angelegt hätten.

§. 31.

In manchen Fällen, besonders in Kriegszeiten reichen die Abgaben nicht aus, und muß dann zu Anleihen geschritten werden, welche zur

ö f f e n t l i c h e n S c h u l d

führen.

Die Anleihe vermehrt weder noch vermindert sie den öffentlichen Reichthum, denn sie ist ein Werth, welcher aus den Händen von Individuen in die der Regierung übergeht. Es ist eine bloße Ortsveränderung. Da aber in deren Folge das geliehene Capital verbraucht wird, so ziehen die öffentlichen Anleihen einen unfruchtbaren Verbrauch, eine Zerstörung von Capitalien nach sich. Sie dienen nicht zu einer Erzeugung von Werthen; sie gewähren kein Einkommen mehr; und wenn der Capitalist Zinsen erhält, so geschieht es nur, indem die übrigen Staatsangehörigen genöthigt werden, einen Theil ihres Einkommens ihm abzutreten, welcher ihnen zur nützlichen Anlegung entzogen wird.

§. 32.

Der Privatverbrauch richtet sich nach der Einnahme eines jeden Menschen. Sie sollte der Arbeit und den Bedürfnissen eines Jeden entsprechen, allein im gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft steht die Einnahme fast nie in richtiger Beziehung zum wahren Bedürfnisse eines Jeden. Es folgt daraus, daß Derjenige, welcher am Meisten erzeugt, nie am Meisten, sondern im Gegentheil am Wenigsten verbraucht. Der größte Theil des Privatverbrauches findet in der Klasse statt, welche schlechterdings nichts Anderes als den Luxus erzeugt; der geringste ist das Loos der arbeitsamsten Erzeuger, der Fabrikarbeiter, und manchmal, wohl selbst oft so beschränkt, daß er

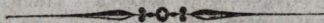
d a s G l e n d

herbeiführt. In den Staaten, welche wie die meisten der Gegenwart eingerichtet sind, wird das Eine immer die Folge

des Anderen sein. Berücksichtigte man die Arbeit, und sähe man auf die gänzliche Vertilgung des Müßigganges, der Trägheit und der Bequemlichkeit, so würden der Luxus und das Elend verschwinden, beide

der Wohlhabenheit

Platz machen, und durch diese die Lage der Menschen moralisch und physisch verbessert werden.



Beilagen

(aus: „Der Fortschritt des Zollvereins.“ Leipzig, Weidmann.)

Beilage A. zu §. 21.

Das Mercantilsystem lehrte, der beste Weg zum Reichthum für ein Volk sei das Verhindern der Einfuhr solcher Waaren, welche zu Hause erzeugt werden könnten, und daß man am sichersten über die Zu- oder Abnahme des Reichthums eines Volkes durch den Handel mit dem Auslande urtheilen könne, wenn man untersuche, ob das Inland von ihm Geld empfangen oder ihm sende; denn wenn man mehr Waaren versende als erhalte, so sei es klar, daß das Inland die Ausgleichung in Gold oder Silber empfangen. Wenn man aber mehr Waaren ein- als ausführe, so sei es sicher, daß die dadurch eingegangene Schuld durch Gold und Silber getilgt werden müsse. Ein Volk könne durch Handel und Wandel wohl sehr reich werden, allein auch arm, sobald ihm nicht die gehörige Aufmerksamkeit gewidmet werde. Wenn Länder suchten, die Waaren eines Landes zurückzuweisen, und doch ihre rohen Erzeugnisse daselbst einführten, so werde ihm jährlich ein großer Theil seines Reichthums entzogen.

Dieses System, seit länger als hundert Jahren angegriffen und endlich beseitigt, ist in der neuesten Zeit wieder hervorgesucht worden. Man hat sich bestrebt, durch Selbstverdienst das Geld im Lande zu erhalten. Sehr oft hat man

gesagt, daß, wenn wir unseren Bedarf an baumwollenem Garn selbst spannen, wir die zehn bis zwölf Millionen Thaler Spinnlohn selbst verdienen könnten, die dafür ins Ausland gingen, und deren Ausfuhr uns arm mache. Sehr oft schrieben die Anhänger des Schuttsystems die Ursachen einer Geldcrisis der Ausfuhr der edlen Metalle für Gegenstände zu, die wir selbst verfertigen könnten. Unausgesetzt machten sie den Satz lächerlich, daß man da kaufen müsse, wo es am wohlfeilsten sei.

Sie sind also ächte Anhänger des Merkantilsystems, der Handelsbilanz, welches will, daß man sich auf Kosten der anderen Länder bereichern solle, das nur im Besitze von Gold und Silber Glück und Wohlfahrt sieht. Das Schuttsystem will verkaufen, ohne zu kaufen, und daher die Freude über ein neues Erzeugniß, ohne nachzuforschen, was die Folgen davon sein werden, ohne zu fragen, ob nicht ein anderes naturgemähes darunter leide, ob nicht dem neuen künstlichen zu große Opfer gebracht werden? Man untersucht nicht die Natur der edlen Metalle, man hat keinen Begriff davon, daß sie eben auch Waare, wie jedes andere Erzeugniß sind, daß sie sich bei jedem Volke nach dessen Bedürfnisse einführen, ohne daß es anderer Mittel bedarf, als Arbeit im Volke und Ordnung in den Finanzen, daß man unter diesen zwei Bedingungen sie zum sehr großen Theile durch Papiergeld und Banknoten ersetzen, und den Zinsenverlust an den edlen Metallen ersparen könne. Der Handel unter den Völkern ist und wird nie etwas Anderes sein, als ein einfacher Austausch der Erzeugnisse, der nicht einmal direct zu sein braucht, indirect oft nützlicher ist. Da darf man sich nicht einfallen lassen, fremden Waaren den Eingang zu erschweren, oder ihn gar zu verbieten. Es ist ganz klar, daß, je größer die Einfuhr, je größer auch die Ausfuhr sein werde, und zwar von eigenen Erzeugnissen; denn die der edlen Metalle muß bald aufhören, wenn sie nicht ein einheimisches Erzeugniß sind. Leidet eine Industrie durch die Einfuhr, so ist es ein Zeichen, daß sie entweder nicht eine naturwüchsige ist, oder sich nicht auf dem hohen Standpunkte der auswärtigen befindet. In einem Lande ohne hohe Zölle werden beide Um-

stände sich gar nicht vorfinden, und wo man die hohen herab setzt, muß sich die Industrie anstrengen, um sich zu vervollkommen und mitbewerben zu können, was gar nicht so schwer ist, wie viele Beispiele beweisen, oder sie muß verlassen werden. Dieses wird keinesweges Schaden bringen, man wird den natürlichen Weg gehen, man wird sich nur mit den Industrien beschäftigen, welche unserem Boden, unserer geographischen Lage, unseren Rohstoffen, unseren Neigungen und Gewohnheiten angemessen sind. Es wird also mehr Beschäftigung eintreten, das Lohn besser sein, und ungünstige Conjunctionen werden weniger schädlich einwirken. Und nun die so alte, hier mit neuen Beispielen belegte Erfahrung, daß dann alles wohlfeiler sein, und der Verbrauch steigen wird.

Die Anhänger des Schutzsystems wollen directen Verkehr eines Fabriklandes der gemäßigten Zone mit einem tropischen Lande ohne Fabriken. Ein solcher gezwungener Verkehr kann nicht stattfinden, weil der Geschmack sehr verschieden ist, und es daher viele Verbraucher z. B. in England geben wird, die Cuba's Zucker anderem nachsehen, in Cuba dagegen nicht Jedermann nur an englischem Tuche Gefallen finden wird. Zweitens ist doch auch der Preis von großem Einflusse, daher man überall nach diesem fragen, und bei gleicher Qualität den niedrigsten vorziehen wird. Durch hohe Zölle sind die Verbraucher im Zollverein gezwungen, nur vereinsländisches Tuch zu tragen, und wir haben nur im Zollverein zu wählen. Dieß ist schon schlimm, allein was würden wir sagen, wenn man uns beföhle, nicht aachener, nicht bergisches, nicht sächsisches zc., sondern nur das einer vorgeschriebenen Fabrikgegend zu tragen? Unsere nationale Schule hat besonders Brasilien als das Land vorgeschlagen, mit welchem wir ein solches Verhältniß eingehen sollen, allein werden alle unsere Kaffeetrinker nur brasilischen Kaffee trinken wollen? Werden unsere Fabriken nur brasilische Baumwolle verarbeiten können? Wird jedes unserer Fabrikate den Vorzug vor dem englischen zc. verdienen? Mit nichten! Vielen unter uns schmeckt der brasilische Kaffee etwas bitter und augenfällig ist es, daß der Fabrikant sich nicht mit einer

Sorte Baumwolle begnügen kann. Fügen wir nun noch hinzu, daß bei einem solchen System nicht da gekauft werden kann, wo es am Billigsten, und daß wahrer materieller Wohlfahrt das Letztere unentbehrlich ist, so finden wir sehr leicht, daß ein solches einseitiges System sehr schädlich, und es besser sein dürfte, Zucker, Kaffee &c. selbst bei den so verschrienen Holländern zu kaufen. Es ist sehr irrig, einen solchen Verkehr als Muster aufzustellen, und selbst auch schädlich, denn, wenngleich er unausführbar ist, so ist dieß doch nicht Jedermann klar, und werden dadurch eine Menge falscher Ansichten verbreitet, welche leicht zu falschen Maßregeln führen können. Nehmen uns auch die Holländer nicht so viel Fabrikate ab, als wir ihnen Zucker und Kaffee, so ist dieß aber doch kein Grund, letztere nicht zu nehmen, wenn sie wohlfeiler und besser als die anderer Völker sind, denn es giebt dagegen Abkäufer unserer Fabrikate, denen wir verhältnißmäßig ebenso weniger abnehmen, als die Holländer uns. Bei den verschiedenartigen Erzeugnissen und den so sehr verschiedenen Bedürfnissen aller Länder kann die Handelsbilanz zwischen zwei gegebenen Ländern unmöglich sich rein abschließen, sondern die Ausgleichung nur durch das große Ganze geschehen.

Beilage B. zu §. 24.

Das Bestehen und die Nachtheile der Schmuggelerei sind so bekannt, daß man glauben sollte, man werde schon deswegen von aller Erhöhung der Eingangszölle absehen. Allein es sind neuerdings wegen letzterer so ungemessene Anträge selbst von Mitgliedern der Nationalversammlung an dieselbe gemacht worden, daß daraus hervorgeht, es gebe noch Leute, welche den Schmuggel für unmöglich halten, und in ihrem Trachten nach dem „Schutze der nationalen Arbeit und dem geschlossenen Handelsstaate“ nicht daran denken, daß solche Maßregeln allen und

jeden Schutz rein illusorisch machen. Wir sehen uns daher genöthigt, auf diesen Gegenstand etwas tief einzugehen.

Von jeher haben die Anhänger des Schutzesystems möglichst die Frage vom Pashandel mit Stillschweigen übergangen, und, wenn genöthigt, darauf sich einzulassen, gemeint, es sei zwar nicht in Abrede zu stellen, daß der Reiz zum Schleichhandel mit der Erhöhung der Zölle wachsen müsse; dagegen sei aber noch keinesweges erwiesen, daß es gar kein Mittel geben sollte, ihn zu unterdrücken. Was Anderen gelänge, müsse doch auch uns möglich sein, und es lasse sich schwer begreifen, warum wir nicht z. B. die französische Grenze auf eine ebenso wirksame Weise sollten bewachen lassen können, als die Franzosen die deutsche. In keinem Falle scheine ihnen dieser Grund triftig genug, um darauf hin eine Maßregel ganz von der Hand zu weisen, wodurch so große Ergebnisse zu erzielen wären.

Sehr zweckfördernd würde es gewesen sein, in der Auffindung der Mittel den Regierungen des Zollvereins beizustehen. Freilich hat dieß da seine besonderen Schwierigkeiten, wo die tägliche Erfahrung lehrt, wie unter dem Galgen weg geschmuggelt wird, wenn es lohnt; aber sich nicht anders helfen zu können, als durch die Aeußerung, dieser Grund sei nicht triftig genug, um darauf hin eine Maßregel ganz von der Hand zu weisen, ist denn doch zu arg, und zeigt, daß die „personificirte Oberflächlichkeit“ diese Antwort gegeben hat. Doch zur Sache.

Die Bittsteller vom Juli 1848 und überhaupt die Anhänger des Schutzesystems scheinen nicht gelesen zu haben, wie Sir Robert Peel im März 1842 im Parlament alle Feinheiten der Schmuggler erzählte, selbst ein Probchen davon auf die Tafel legte; sie scheinen nicht gelesen zu haben, wie dennoch seitdem mehrmals ungeheuere Unterschleife namentlich mit Seidenwaaren im Londoner Zollhause entdeckt worden sind; wie das Einschmuggeln durch Hunde von Belgien aus nach Frankreich betrieben wird; wie von England im Jahre 1842 17,972,980 Yards in Frankreich verbotener Baumwollenwaaren dennoch dahin gegangen sind, was sich jährlich regelmäßig wiederholt; wie ohngeachtet des hohen Zolles von Irland mehr Leinengarn als

je nach Frankreich geschafft wird; wie im Jahre 1842 bei der Anwesenheit des Königs von Preußen in Petersburg die preussischen Unterthanen, welche wegen Einschwärzen nach Sibirien gesendet worden waren, vom Kaiser von Rußland begnadigt wurden; wie sogar die Augsburger Allgemeine Zeitung, diese Chorführerin der Anhänger des Schutzsystems, meldete, daß das Verbotssystem Frankreich's ganz unnütz sei, und daß man sich von dem Grade der Ausdehnung, welche diese Schwärzerindustrie erreicht habe, keinen Begriff machen könne, denn z. B. in Calais wäre eine Tüllfabrik gegründet worden, in welcher jedoch nur zum Schein gearbeitet werde, ihr wahrer Zweck aber sei, dergleichen Waaren aus England einzuschmuggeln, und sie dann, mit ihrem Fabrikzeichen versehen, durch ganz Frankreich zu versenden.

Wir fügen noch eine Mittheilung der Augsburger Allgemeinen Zeitung (December 1844) bei, wonach sich an der Nordgränze Frankreich's, bei Valenciennes, eine berittene Bande von Schleichhändlern herumgetrieben hat. In der Nacht vom 14. zum 15. December machten sie einen förmlichen Einfall auf das französische Gebiet. Eine geschlossene Schwadron, neunzig Mann stark, alle mit guten Pferden versehen, welche doppelte Ladung trugen, kamen Fayt le franc herangezogen, das Dorf Beligien wurde im Galopp durchflogen und nur in einer Schenke einige Minuten angehalten, um sich zu erfrischen. Dann nahmen sie die Richtung gegen Haudain bei Barai, wo sie sich in Brigaden von zwölf bis fünfzehn Mann abtheilten, und wahrscheinlich von dort nach St. Quentin gingen. Die ganze Bande war militärisch organisiert. Die erste Gränzlinie hatten sie ohne Hinderniß zurückgelegt. Zweifellos bestand ihre Ladung in Tüll und Baumwollengarn. Solche Auftritte tragen sich in Frankreich zu, welches doch an „wirksamen Maßregeln“ es sicherlich nicht fehlen läßt, denn es hält nicht weniger als 26,000 Mauthbeamte, unter denen 18,000 bewaffnete Gränzaufseher, welche also ein förmliches Heer bilden, und nicht weniger als 26 Millionen Franken jährlich kosten. Was ist aber der Erfolg dieser „wirksamen Maßregeln“, welche doch

sicherlich nicht weiter getrieben werden können? Nach amtlichen Nachrichten beläuft sich der Schmuggel auf fünfzig Millionen Franken jährlich, und der Fang eingeschmuggelter Waaren betrug 1843 nur 502,530 Franken, worunter für 42,059 Franken Carne und 123,306 Franken Gewebe; unstreitig das erbärmlichste Ergebniß solcher Anstrengungen, das nur gedacht werden kann. Die Anhänger des Schuttsystems werden hieraus ersehen, auf welche „wirksame Weise“ die französischen Gränzen, so wie alle die von Ländern mit hohen Zöllen oder Verboten bewacht werden, und was die „wirksame Weise“ hilft.

Am merkwürdigsten ist aber die Aeußerung, daß in keinem Falle dieser Grund triftig genug sei, um darauf hin eine Maßregel ganz von der Hand zu weisen, wodurch so große Ergebnisse zu erzielen wären. Dieß heißt mit anderen Worten, man nöthige die Verbraucher, gewisse Artikel 50 bis 100 Procent höher zu bezahlen, damit ein sehr geringes Ergebniß erlangt werde, oder sie den Pächtern abzukaufen, damit die „so großen Ergebnisse“ im Befördern des Pächters bestehen.

Und gesetzt, der Zollverein schaffe ein so großes Heer von Gränzzägern, wie das französische, selbst ein so großes, daß auf seiner ganzen Gränze jede 300 Schritte einer stände, würde dadurch das Pächten verhindert werden? Sicherlich nicht, denn bald würden mehrere der Ansprache Gehör geben, „daß es kein beneidenswerthes Schicksal sei, mit Frau und Kindern von 240 Thalern jährlich leben zu müssen, und dafür Tag und Nacht Sturm und Wetter ausgesetzt zu sein. Gehe zu einer gewissen Zeit der eine rechts und der andere links, und sähen sie nicht, so werde jeder bald so viel gewonnen haben, um eine bequemere und besser nährenden Beschäftigung wählen zu können.“ Glaube man ja nicht, daß ein Gränzzäger des Zollvereins eines solchen Einverständnisses unfähig sei. Es ist jetzt der Fall und war es, als Preußen noch allein stand, denn wie wäre es sonst möglich gewesen, daß wöchentlich zwei bis drei Frachtwagen mit Fabrikaten von Leipzig über die preussische Gränze gehen konnten, ohne auch nur einen Groschen Zoll zu bezahlen? Dadurch wird auch das Räthsel gelöst, warum durch

den Anschluß Sachsen's an den Zollverein die preußische Fabrikindustrie keinesweges litt, obgleich sie sich so sehr davor fürchtete, denn was nun offen hinüberging, hatte früher den Weg im Finstern gemacht. Der neue Mitbewerber war ein sehr alter. Daher fürchte sich auch Oesterreich vor dem Uebergange zu einem liberaleren System nicht; es wird sich bloß das wiederholen, was bei jenem Anschlusse stattfand, d. h. es wird keine „Ueberschwemmung“ eintreten, weil man nun den Tag der Nacht vorzieht. Und geschah und geschieht dieß bei einem Zolle von 50 Thalern, um wie viel mehr wird es nicht der Fall sein bei einem von 75 selbst 150 Thalern für Baumwollenwaaren? Wie stets, so würde man auch hier die Erfahrung machen, daß hohe Zölle weder der Zollkasse mehr einbringen, noch dem Geschützten helfen, den Verbraucher aber nöthigen, dem Pächter eine Prämie auszusahlen.

Beilage C. zu §. 25.

Der Satz, da zu kaufen, wo es am wohlfeilsten ist, mag hier eine populäre Erklärung finden. Man bezahlt dem Auslande für einen Gegenstand, den man nicht selbst erzeugt, aber bedarf, fünf Thaler, und das Ausland nimmt aus demselben Grunde für fünf Thaler von unseren Erzeugnissen. Natürlicherweise werden beide Theile dabei sich sehr wohl befinden, denn jeder befriedigt seinen Bedarf durch seinen Ueberfluß. Allein nun melden sich inländische Erzeuger, die sich anheischig machen, mittelst einer höheren Besteuerung oder der Verbote, wodurch sie gegen die Mitbewerbung des Auslandes geschützt würden, das Inland mit dem nöthigen Gegenstande versehen zu wollen, und das Beziehen aus der Fremde unnöthig zu machen. Augenscheinlich, sagen sie, sei es vortheilhafter, eine selbstverfertigte Waare theurer zu bezahlen, weil nun das Arbeitslohn im Lande bleibe, als sie wohlfeil im Auslande zu kaufen, und diesem so-

gar auch das Arbeitslohn zu bezahlen. — Die Besteuerung erfolgt, das fremde Erzeugniß kostet nun sieben Thaler, das inländische zehn Procent weniger, um vorgezogen zu werden, und der Verbraucher A verliert also fast zwei Thaler. Natürlich entsteht die Frage, auf welche Art er dafür entschädigt werde? Man erwiedert darauf, daß der Erzeuger B durch diese zwei Thaler „erstärke“ und damit Arbeiter ernähre, welche sie wieder ausgaben, indem sie die Erzeugnisse des Verbrauchers kauften und verzehrten, was außerdem nicht geschehen sein würde. — Recht gut, allein erstens giebt der Erzeuger B nicht beide Thaler aus, denn sonst könnte er ja nicht „erstarken,“ sondern behält er wenigstens einen für sich, wenn er für Arbeit und Maschinen wirklich einen Thaler mehr als früher bezahlen sollte; zweitens gehen sehr viele Verbraucher des geschützten Erzeugnisses leer aus, denen der Erzeuger B und seine Arbeiter nichts ablaufen; drittens wird der erhöhte Preis den Verbrauch der geschützten Waaren vermindern, und viertens wird bei Berechnung dessen, was die „erstarkte“ Industrie dem durch sie besteuerten Verbraucher wieder zuwenden soll, consequent die Gegenleistung derselben weggelassen. Es findet also keine allgemeine Ausgleichung statt, und ein Theil der Verbraucher verliert dabei, angenommen, daß der andere durch höhere Verwerthung seiner Erzeugnisse oder mittelst ihres größeren Absatzes an die durch den gewährten Schutz vermehrte Anzahl von Arbeitern entschädigt werde. Es gewinnt also keiner der Verbraucher, wohl aber verliert der größte Theil dabei.

Darauf antwortet man, daß diese Verbraucher durch diese Verkäufe in den Stand gesetzt würden, wieder anderen Verbrauchern und Erzeugern, die mit den fraglichen Arbeitern nicht in Berührung kämen, abzukufen, so daß deren Thaler sich über das ganze Land verbreite, wobei man aber wegen des anderen Thalers die Antwort fortwährend schuldig bleibt. — Doch möchte dieß Alles zugestanden werden, wenn ein abgeschlossener Handelsstaat eine Möglichkeit wäre, wenn also weder Aus- noch Einfuhr stattfände, wenn alle Bedürfnisse und nicht mehr oder weniger als diese erzeugt, und jedes dem Preise des an-

deren angemessen bezahlt würde. Allein jedes Land ist zur Erzeugung eines Gegenstandes geeigneter als das andere. Es hat von Manchem zu viel, und von Anderem zu wenig oder gar nichts. Es muß daher ein Austausch stattfinden, oder die selbst und zu viel erzeugten Gegenstände verlieren allen und jeden Werth. Durch hohe Zölle aber wird er unmöglich gemacht, weil das, was der Ausländer dafür zu geben hat, nicht eingeführt werden kann, und weil Geld dafür zu zahlen nur kurze Zeit ihm möglich fallen, und er eine andere Quelle aufsuchen und auch finden würde, denn kein Land ist wegen seiner Erzeugnisse unentbehrlich. Der Erzeuger B gewänne allerdings in Folge des Privilegiums fortwährend zwei Thaler mehr an z. B. 100 Pfund, allein er wird weniger verkaufen, weil der Verbraucher A, selbst wenn er seine Erzeugnisse zu den Preisen vor dem neuen System an den Mann bringen könnte, ihm nur $71\frac{1}{2}$ Pfund seiner Erzeugnisse abnehmen kann, indem er für die seinigen nicht mehr als seither erhält, und folglich auch nicht mehr als die früheren fünf Thaler auszugeben vermag. Der Erzeuger B wird an ihm wohl relativ das Frühere verdienen, die Arbeiter aber nur das Lohn für $71\frac{1}{2}$ Pfund statt für 100 Pfund wie früher. Allein der Verbraucher A wird für seine Erzeugnisse weniger erhalten oder deren weniger fördern, wenn der Absatz stockt, und in demselben Verhältnisse auch weniger kaufen, weil die Verbraucher im Lande ihm nicht die fünf Thaler gewähren, die ihm das Ausland gegeben haben würde, und noch weniger wird das Inland ihm sieben Thaler für seine Erzeugnisse zahlen, da sie den inneren Bedarf überschreiten, kein Abzug nach Außen stattfindet, und sie folglich unter fünf Thaler sinken müssen. Bringen sie nur vier Thaler ein, so wird er nur 57 Pfund, bei drei Thaler nur 43 Pfund, bei zwei Thaler nur 29 Pfund, und bei einem Thaler nur 14 Pfund abkaufen können, statt 100 Pfund, wenn freier Verkehr mit dem Auslande stattfände, und der Erzeuger, wie der in der Schweiz, durch Macheifer den Mangel an Schutz ersetzte.

Hierauf antwortet man zwar, daß die durch Schutz geschaffene Arbeiterbevölkerung mehr als früher verbrauchen werde,

allein dieß ist nicht der Fall, denn diese Bevölkerung ist schon vorhanden, schon beschäftigt, und würde nur zu einer anderen Arbeit gezogen werden, also keine Ausdehnung stattfinden. Kauft man dagegen, wo es am wohlfeilsten ist, also auch im Auslande, und giebt man nur fünf Thaler, so wird der Ausländer sogleich auch unsere Erzeugnisse mit fünf Thaler bezahlen, weil wir nun zum Tausche Anlaß geben. Die inländischen überflüssigen Erzeugnisse werden sogleich ihren angemessenen, vollen Preis erhalten. Erlangt der inländische Verbraucher der seither geschützten Waaren A diesen für seine Erzeugnisse, so hat er auch die Fähigkeit, dem inländischen Erzeuger B ebenfalls fünf Thaler zu geben, und wird nun umsoviel von dessen Waaren mehr verbrauchen, als er selbst mehr erzeugt und mehr dafür erhält. Der zeither geschützte Erzeuger B wird aber das inländische Bedürfniß befriedigen, wenigstens ebenso viel verdienen, als während des Schutzes, mehr Arbeiter beschäftigen und durch vermehrten Absatz und Mitbewerbung mehr angeregt werden, Verbesserungen zu machen, als unter dem Schutzsystem, wo er nur einen beschränkten Wirkungskreis hatte, während nun freier Verkehr und Verbesserungen ihm den Weltmarkt öffnen. Aber freilich wird sich dann nicht eine Industrie, auf welche die Laune oder der Wunsch, in den Industrien vollständig fortirt zu sein, ihr Augenmerk werfen, entwickeln, doch sicherlich die, welche den bestehenden Verhältnissen am Angemessensten ist. Und ist es denn nicht ganz gleichgültig, ob unsere Tauschwerthe durch die eine oder die andere Industrie erzeugt werden? Kommt es nicht blos darauf an, daß sie recht beträchtlich sind? Man wird sich dann nicht abmühen, mit großen Kosten Alles selbst erzeugen zu wollen, was man ganz billig vom Auslande erlangen kann, und dieses wird dann unsere Erzeugnisse nicht zurückweisen, und nicht ein anderes Land veranlassen, an unsere Stelle zu treten. Eben dieser Schutz, welchen die Anhänger des nationalen Systems nicht blos wünschen, sondern stürmisch verlangen, und dessen Ende nicht abzusehen ist, führt die Hindernisse herbei, welche der freien Entwicklung der National-Industrie im Wege stehen. Man übersieht ganz, daß die Bedürfnisse

fortwährend zunehmen und sich vervielfältigen, daß deren Erzeugung im Inlande einen neuen, auf das Ausland berechneten Industriezweig bilden kann, auf welchen man bei einem das Ausland zurückweisenden Handelssystem nicht gefallen sein würde. Man vergißt ganz, daß auch Deutschland die fremden Völker befriedigen kann, daß dann aber gegenseitiger freier Verkehr stattfinden muß, daß es lächerlich ist, diesen nur zwischen europäischen Fabrikstaaten und den Tropenländern anzunehmen, während wir ja selbst nach England zum dortigen Verbrauche immer mehr von unseren Fabrikaten verkaufen, und endlich, daß bei uns noch so Vieles besser zu verwerthen ist, was nur durch das Ausland geschehen kann. Allein wenn wir unseren Merkantilisten folgen, so sind wir auf dem besten Wege, in dieselbe Lage zu gerathen, in welcher sich z. B. die Engländer und die Franzosen zu einander befinden, von denen die Ersteren ihr Eisen den Letzteren vergeblich 50 Procent wohlfeiler, als diesen ihr eigenes kostet, anbieten, wogegen die französischen Weine in England nicht zugelassen werden, die daher in Frankreich nicht den halben Preis gelten, den sie bei freier Einfuhr in England und bei freier Einfuhr des englischen Eisens in Frankreich erlangen würden.

Beilage D. zu §. 26.

Bei Handelsfreiheit folgt die Erzeugung ihren natürlichen Wegen, wendet die wirksamsten oder die wohlfeilsten Mittel an, und liefert nothwendigerweise das doppelte Ergebniß der größtmöglichen Masse von Verbrauchswerthen und einer nach und nach erfolgenden Abnahme des Tauschwerthes. Hier ist Gewinn und Wohlstand für die ganze Welt. Man darf nie vergessen, daß der Reichthum wesentlich in dem Gebrauchswerthe besteht, daher er nur in reichem Maße vorhanden, wo die Erzeugung dieser Werthe lebhaft ist; und daß der Tauschwerth nur durch

den Tausch eines Erzeugnisses gegen das andere besteht und sich verwirklichen kann. Das Schutssystem lähmt also gewisse Industrien, gewisse Anlegungen der Capitale, gewisse Verwendungen der Arbeit, um andere Industrien, andere Anlegungen der Capitale, andere Verwendungen der Arbeit zu begünstigen; es ist ein Sorgetragen für die dem Lande am wenigsten Nutzen bringenden Industrien. Die Mitbewerbung im Handel ist nichts als ein Zusammenfluß von Werthen, welche sich gegen andere Werthe austauschen wollen. Das Schutssystem kann also kein anderes Ergebniß haben, als die natürlichen Auswege der Capitale zu schließen, die ungezwungene Thätigkeit der Arbeit aufzuhalten, um ein künstliches, viel kostbareres und gefährlicheres System dafür hinzustellen. Der Theorie der Handelsfreiheit huldigten unter den Praktikern zuerst die Londoner Großhändler, welche 1820 in einer Bittschrift an das Unterhaus unter Anderem Folgendes sagten: „Der äußere Handel, unstreitig einer der interessantesten Zweige des englischen, ist für das Gedeihen des Landes von großer Wichtigkeit. Durch ihn erhalten wir von Außen die Waaren, welche der Boden, das Clima, das Capital, die Industrie anderer Gegenden billiger liefern als wir, wofür wir diejenigen ausführen, zu deren Erzeugung unsere specielle Lage uns geeigneter macht. Die Befreiung von allen Fesseln muß dem äußeren Handel die größte Ausdehnung geben, und unserem Capital und unserer Industrie den besten Weg zeigen.“

„Der Grundsatz, den jeder Kaufmann in seinen Privatangelegenheiten befolgt, da zu kaufen, wo es am wohlfeilsten ist, und zu verkaufen, wo der Preis am höchsten steht, muß auch bei dem Handel der ganzen Nation angewendet werden. Eine auf diese Grundsätze basirte Politik würde aus dem Welthandel einen Austausch gegenseitiger Vortheile machen, und unter die Bewohner jedes Landes mehr Reichthum und Wohlbefinden verbreiten.“

„Unglücklicherweise befolgen unsere Regierung und die aller anderen Länder eine ganz entgegengesetzte Politik. Jedes Land bemüht sich, die Erzeugnisse der übrigen auszuschließen, um,

wie man vorgiebt, die seinigen aufzumuntern. Daher legt jedes Land der Masse seiner Bewohner, welche Verbraucher sind, die Verpflichtung auf, sich Entbehrungen bei der Quantität oder Qualität der Waaren zu unterwerfen, und macht aus dem, was eine Quelle gegenseitiger Wohlthaten und von Einigkeit unter den Staaten sein sollte, einen immer wieder auftauchenden Anlaß zu Eifersucht und Feindseligkeiten."

"Die vorherrschenden Vorurtheile zu Gunsten des Verbot- oder Schutz-Systems sind der irrigen Voraussetzung zuzuschreiben, daß jede Einfuhr fremder Waaren unsere eigene Erzeugung verringere und entmuthige; allein leicht ist es, diese Meinung zu widerlegen, denn während eines gewissen Zeitraums kann keine Einfuhr ohne eine entsprechende directe oder indirecte Ausfuhr stattfinden. Wenn ein Zweig unserer Industrie nicht im Stande wäre, die auswärtige Mitbewerbung auszuhalten, so würde dieses Bedürfniß auszuführen diejenigen Industrien aufmuntern, worin wir geschickter sind, und auf diese Art würde unserem Kapital und unserer Arbeit eine wenigstens gleiche, wahrscheinlich beträchtlichere, sicher aber vortheilhaftere Anregung gesichert werden."

"Unter den gegenwärtigen Verhältnissen würde eine Erklärung gegen die anticommerciellen Grundsätze des englischen Schutzsystems um so wichtiger sein, als neuerlich und wiederholt die fremden Kaufleute und Fabrikanten in ihre Regierungen gedrungen sind, die Schutzzölle zu erhöhen und verbietende Maßregeln zu ergreifen, und zu Gunsten dieser Politik das Beispiel und die Autorität Englands anzuführen, gegen welches ihre Vorstellungen fast ausschließlich gerichtet sind. Es ist ganz klar, daß, wenn die Beweisgründe für unser Schutzsystem von einigem Werthe sind, dann sie auch dieselbe Stärke haben, wenn die fremden Regierungen sich ihrer zu Gunsten der gegen uns gerichteten Maßregeln bedienen."

"Nichts würde also die commerciellen Feindseligkeiten der anderen Völker gegen uns mehr unwirksam machen, als eine von uns angenommene erleuchtete und versöhnendere Politik."

"Wenn auch vom diplomatischen Gesichtspunkte aus es zu-

weisen vortheilhafter sein sollte, die Unterdrückung specieller Verbote oder die Herabsetzung der Abgaben auf gewisse Artikel verhältnißmäßigen Bewilligungen von Seiten anderer Staaten unterzuordnen, so folgt daraus doch nicht, daß, wenn diese Bewilligungen uns nicht zugestanden werden sollten, wir unsere Beschränkungen aufrecht erhalten müssen, denn wenn auch andere Staaten auf ihrem unpolitischen System beständen, so würden unsere Beschränkungen unserem eigenen Capitale und unserer Industrie dennoch nicht weniger schaden. In diesen Sachen ist der freisinnigste Weg auch der politischste. Macht England freiwillig und ohne Veranlassung diese Bewilligungen, so würde es nicht allein directe Vorthelle daraus ziehen, sondern nebenbei auch große Ergebnisse durch den wohlthätigen Einfluß erlangen, welchen so richtige, von der Gesetzgebung ausgehende und von der öffentlichen Meinung sanctionirte Maßregeln nicht ermangeln würden, auf die Politik der anderen Völker auszuüben."

Beilage E.

Die Rübenzuckerfabrikation.

Eine neue, erst seit dem Jahre 1835 im Zollverein festen Boden und fortschreitende Entwicklung gewinnende Industrie, die Runkelrüben-Zuckerfabrikation, darf hier nicht unbesprochen bleiben. Die Uebereinkunft der Zollvereinsstaaten vom 9. Mai 1841 setzt in ihrer Hinsicht fest:

1) „Die Steuer vom Rübenroh Zucker soll nicht geringer als 20 Proc. des Zollsatzes für ausländischen zum Versieden eingehenden Rohzucker sein."

2) „Sie wird im Allgemeinen gegen den Eingangszoll vom ausländischen Zucker um so viel niedriger gestellt werden, als nöthig ist, um der inländischen Fabrikation einen angemessenen Schutz zu gewähren, ohne zugleich die Mitbewerbung des ausländischen Zuckers auf eine die Einkünfte der Zollkasse oder das Interesse der Verbraucher gefährdende Weise zu beschränken."

3) „Sie muß unbedingt erhöht werden, wenn der Eingangszoll vom ausländischen Zucker und Syrup und die Steuer vom vereinsländischen Rübenzucker zusammen für den Kopf der jeweiligen Bevölkerung des Zollvereins jährlich eine geringere Bruttoerinnahme gewährt, als der Ertrag des Eingangszolles vom ausländischen Zucker und Syrup für den Kopf der Bevölkerung im Durchschnitt der drei Jahre 1838 bis 1840 gewesen ist.“

In den Gegenden, wo sich der für die Rübenkultur geeignete Boden findet, ist sie seitdem mit bedeutendem Vortheil betrieben worden. Zahlreiche Verbesserungen machen es sehr wahrscheinlich, daß jetzt von einer bestimmten Menge von Runkelrüben um die Hälfte mehr Zucker gewonnen wird, als früher, und während die Gesetzgebung des Zollvereins nach dem Stande der Fabrikation im Jahr 1840 annahm, daß zur Darstellung von 1 Ctr. Rohzucker 20 Ctr. roher Rüben netto, d. h. unge-rechnet die nicht zur Fabrik gelangenden Abfälle der Rüben, erforderlich sind, wird jetzt der Gewinn an Rohzucker in den zweckmäßig betriebenen Fabriken durchschnittlich auf $7\frac{1}{2}$ Pfd. von 100 Pfd. rohen Rüben, oder zu 1 Ctr. Rohzucker von $13\frac{1}{3}$ Ctr. rohen Rüben berechnet werden können. Auch ist der Abgang an Melasse sehr verringert worden.

Nach dem Handelsarchiv, welchem die diese Industrie betreffenden Angaben entnommen sind, war die Zahl der Zuckers-fabriken im Zollverein 1836: 21, 1838: 159, 1841: 136, 1845: 96 und an Runkelrüben zur Zuckersfabrikation sind ver-steuert worden in dem Betriebsjahre von

1841 — 42:	5,064,287 Ctr.
1842 — 43:	2,491,604 „
1843 — 44:	4,326,391 „
1844 — 45:	3,893,859 „
1845 — 46:	4,446,469 „

Nach der gesetzlichen Annahme waren also im letzteren Be-triebsjahre 222,323 Ctr. Rübenroh Zucker gewonnen worden, von denen 222,323 Thlr. Steuer erlegt werden mußten. Da aber,

schließt das Handelsarchiv, nach den neueren Fortschritten der Fabrikation jenes gesetzliche Erzeugungsverhältniß unrichtig geworden ist, und wenn auch bestritten werden könnte, daß im Durchschnitt sämtlicher Fabriken des Zollvereins von 100 Pfd. roher Rüben $7\frac{1}{2}$ Pfd. Rohzucker statt 5 Pfd. gewonnen werden, so wird man doch bei der Annahme des durchschnittlichen Verhältnisses von 15 Ctr. roher Rüben zu 1 Ctr. Rohzucker gewiß nicht zu weit gehen. Nach diesem Maßstabe wurden mit 4,446,469 Ctr. roher Rüben 296,432 Ctr. Rohzucker erzeugt und hiervon der Ctr. mit $22\frac{1}{2}$ Sgr. versteuert. Würden statt dieses inländischen Fabrikats ebenso viel Centner Colonialzucker von Siedereien bezogen und verzollt worden sein, so hätte die Zollkasse eine Einnahme von 1,482,160 Thlr. — 5 Thlr. pr. Ctr. — statt 222,323 Thlr. gehabt. Der im Zollverein fabricirte Rübenroh Zucker des Jahres 1845—46 verhält sich zu dem von den vereinsländischen Siedereien im Jahre 1845 verzollten ausländischen wie 21 zu 100.

Es liegt uns der vollständige Jahresabschluß einer der preussischen Rübenzuckerfabriken vor. Im Jahre 1840—41, dem Jahre ihrer Errichtung, verlor sie 19,000 Thlr., 1841—42 gewann sie dagegen 1750 Thlr., 1842—43 6250 Thlr., 1843—44 26,600 Thlr., 1844—45 43,000 Thlr., 1845—46 52,000 Thlr.

	1841	1842	1843	1844
Sie erzeugte Melis Ctr.	5216 $\frac{1}{2}$	3995	3370	5780
aus Ctr. Rüben Netto	140,600	88,500	66,350	109,550.

Auf einen Centner Melis vertheilt

		1841		
		Zthr.	Sgr.	Pfg.
Steinkohlen	2 1/5 Tonnen	3	5	2
Beinschwarz	23 Pfd,	—	17	1
Fabrikationsunkosten		—	18	—
Faßtagen und böse Schulden		—	6	7
Pferde- und Ochsen-Abnutzung		—	2	3
Formen, Utensilien und Gebäude besgl.		1	4	6
Handlungsunkosten		5	16	7
		27 Ctr.		
Rüben	à 7 3/4 Sgr.	6	19	2
Spesen, Decorte und Steuer		—	5	—
Zinsen		2	13	—
1 Ctr. Melis kostete also	Strthlr.	20	17	1
1 " " gab Ertrag		16	28	—
1 " " " Gewinn oder Verlust	Strthlr.	3	19	—
100 Ctr. Rüben gaben einen Ertrag von		Zuckermasse Melis		
Es wurden gekocht an Saftmelis		7 91/100 Ctr.	3 71/100 Ctr.	
		3,00 Melis,	0,70 Farin,	
		3,10 Syrup,	44,500 Bz.	
		à 1/4 Ctr.		
Ein Morgen gab Ertrag, 1840: 137 Ctr. Rüben		Brutto 161 Ctr. Bz.		
Saftmelisbrode. 1841: 150 " "		40 1/2 Brod Netto 141 „		
Durchschnittlich 144 Ctr. "		1105 Morgen		
Netto . . . 126 Ctr. "		1. 29 Sgr. 7 Pfg.		
Ein Brod Saftmelis gab einen Ertrag von Strthlr.		Brutto 3 3/10 Ctr. Rüben		
und erforderte		Netto 3 1/10 " "		

die sämtlichen Kosten wie folgt:

1842			1843			1844					
Thlr.	Sgr.	Pfg.	Thlr.	Sgr.	Pfg.	Thlr.	Sgr.	Pfg.			
1 1/4 Tonnen	2	17	—	1 1/10 Tonnen	2	9	10	1 1/4 100 Tonnen	1	27	—
1 Pf.	—	11	9	—	21	10	—	—	13	6	—
—	—	11	1	—	8	11	—	—	8	8	—
—	—	5	—	—	6	—	—	—	4	4	—
—	—	1	—	—	1	3	—	—	—	9	—
—	21	10	5% x 3%	—	26	7	5% für Alles	—	20	5 1/10 %	—
3	27	6	4	20	5	3	12	1	—	—	—
2 1/4 Ctr.	—	—	19 3/4 Ctr.	—	—	—	18 24/25 Ctr.	—	—	—	—
1 1/4 Sgr.	5	10	7	à 6 11/12 Sgr.	4	16	3	à 4 1/2 Sgr.	2	21	9
Steuer	—	—	Steuer	—	—	—	—	—	—	—	—
1 1/2 Sgr.	—	12	6	10 Sgr.	—	10	9	—	10	—	—
1	25	—	1	29	5	1	4	7	—	—	—
15	23	3	16	1	3	11	6	1	—	—	—
16	6	6	17	11	3	15	24	2	—	—	—
—	13	3	1	10	—	4	18	1	—	—	—
Zuckermasse Melis			Zuckermasse Melis			Zuckermasse Melis					
8% Ctr.	4 1/2 Ctr.		9 32/100 Ctr.	5 08/100 Ctr.		9 24/100 Ctr.	5 28/100 Ctr.				
18 Melis,	0,41 Farin,		4,58 Melis,	0,33 Farin,		4,88 Melis,	0,29 Farin,				
135 Syrup,	29,800 Brod		3,20 Syrup,	21,500 Brod		3,10 Syrup,	40,600 Brod				
à 1/4 Ctr.			à 1/4 Ctr.			à 1/4 Ctr.					
Brutto 131 Ctr. Rüb.			Netto 164 1/2 Ctr.			Netto 142 Ctr.					
1 1/2 Brod Netto 115 „ „			42 6/10 Brod	Rüben 666 1/2		60 9/10 Brod	Rüben — 57 6/10				
18 Morgen.			575 Morgen	Morgen			Brod 659 Morgen				
2. 5 Sgr. 4 Pfg.			2. 11 Sgr. 6 Pfg.			2. 7 Sgr. 6 Pfg.					
Brutto 3 1/10 Ctr. Rüben			Brutto 37 100 Ctr. Rüben			kostete 1 Thlr. 17 Sgr. 6 Pfg.					
Netto 3 „ „			Netto 27 10 „ „			Netto 27 10 Ctr.					

Diese Tabelle verbreitet sehr viel Licht über diese neue Industrie. Zuerst wird dadurch der technische Fortschritt derselben ersichtlich, denn es wurden zu 1 Ctr. Melis Rüben verbraucht:

im Jahr 1841:	27	Ctr,
" "	1842:	$22\frac{1}{6}$ "
" "	1843:	$19\frac{3}{4}$ "
" "	1844:	$18\frac{24}{25}$ "

Zweitens geht hieraus hervor, daß nicht, wie das Gesetz annimmt, 20 Ctr. Rüben netto zu einem Centner Rohzucker, sondern noch nicht 19 Ctr. zu einem Ctr. Melis erforderlich sind, woraus sich drittens natürlich ergibt, daß in Wahrheit die Steuer nicht einen Thaler vom Centner Rübenroh Zucker beträgt. Da viertens 1844 der Ctr. Melis 11 Thlr. 6 Sgr. 1 Pf. zu erzeugen gekostet hat, so wird ersichtlich, daß auf 11 Thlr. 6 Sgr. 1 Pf. nicht weniger als 4 Thlr. 18 Sgr. 1 Pf. oder 41 Proc. gewonnen worden sind.

Solche Ergebnisse erwecken sehr ernste Betrachtungen.

1) Diese neue Industrie kann nur auf ganz dazu geeignetem Boden gedeihen. Er ist aber nur auf 100, höchstens 150 Quadratmeilen zwischen Braunschweig, Magdeburg und Halle im Zollverein zu finden, und die übrigen 8000 Quadratmeilen des Zollvereins gehen leer aus, denn ihre äußerst wenigen Fabriken (1845 19 gegen 77 in Preußen) führen ein höchst kümmerliches Leben, da sie wegen Mangel an geeignetem Boden 1845 bis 1846 von den 4,446,468 Ctr. Rüben nur 577,206 Ctr. versteuerten. Es muß zwar jede Industrie im Zollverein ohne Reid gefördert werden, wenn die Verbraucher, also das Allgemeine, nicht darunter leiden, und sie sich ausbreiten kann, allein dieß ist hier nicht der Fall. Fabrikindustrien suchen sich Gegenden, wo die Feuerung billiger als in anderen ist, rauhe, wo nichts Anderes vorgenommen werden kann, bergige mit guter Wasserkraft. Dergleichen sind im Zollverein viel zu finden, für die fragliche neue aber nur dieser sehr kleine Strich, der schon als Getreideerzeuger es zu einer hohen Stufe der Wohlfahrt gebracht hatte.

2) Der so ausgezeichnete Erfolg ruste natürlich in dem erwähnten Landestheile die Speculation im höchsten fast dem Schwindel nahen Grade hervor. Er ist von der Art, daß, wie in Oberschlesien Eisen und Zink, er hier ebenfalls Millionäre schaffen wird. Auch dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn es nicht auf Kosten des Allgemeinen geschähe.

3) Diese Industrie ist auch in Hinsicht der Leichtigkeit der Ausführung vor allen anderen bevorzugt. Sie hat nur darauf zu sehen, daß beim Auspressen möglichst wenig Zuckerstoff verloren gehe. Wie einfach und leicht ist dahin zu gelangen in Vergleich mit der Herstellung eines Stoffes aus Seide, Wolle u. s. w.! Einer Misconjunctur ist sie vermöge ihres Schutzes gar nicht ausgesetzt, da jene nie die Höhe des letzteren erreicht.

4) Sie vermindert die Ausfuhr unserer Fabrikate um den Betrag ihrer Erzeugnisse. Im Jahre 1845 bis 1846 wurden 4,446,469 Ctr. Rüben versteuert, welche nach obiger Annahme von $13\frac{1}{3}$ Ctr. Rüben für 1 Ctr. Rohzucker, 333,485 Ctr. Rohzucker gegeben haben. Der Centner tropischer aus Bahia und Havannah kostet gegenwärtig in Hamburg 8 bis 9 Thaler, davon 1 Thlr. für Spesen bis dahin abgezogen, bleiben 7 Thlr., welche der Südamerikaner zur Anlegung in europäischen Erzeugnissen von uns erhält. Der von uns selbst erzeugte Rohzucker entzog ihm also 1845 2,324,395 Thlr., und nöthigt ihn, um so viel weniger Fabrikate von uns zu beziehen.

Je mehr die Einfuhr begünstigt wird, um so mehr wird auch unsere Ausfuhr steigen, welchen alten Erfahrungssatz hier weiter zu erörtern, nicht nöthig sein dürfte, da nun wohl jeder einigermaßen Einsichtsvolle überzeugt sein wird, daß die Ausgleichung des Verkehrs auf die Länge nicht durch edle Metalle zu bewirken ist.

Es kann darauf allerdings erwiedert werden, daß die Ausfuhr vereinsländischer Fabrikate bis jetzt noch nicht abgenommen habe. Dieß ist ganz richtig, allein erstens ist unsere Rübenzucker-Industrie noch viel zu jung, als daß jetzt schon ihre Einwirkung gewahrt werden könnte, und zweitens würde in dem

Fälle, daß die Ausfuhr auch ferner nicht abnähme, zugestanden werden müssen, daß sie ohne diese neue Industrie um den Betrag des Rübenzuckers zugenommen haben würde. Eins von beiden wird und muß stattfinden, da aller Handel Tausch ist. Es kann ferner darauf geantwortet werden, daß diese neue Industrie an die Stelle des Auslandes als Verbraucher trete. Dieß ist nur in sehr beschränktem Maße zuzugeben, denn bei uns wird nicht so luxuriös gelebt, wie in den Tropenländern, wenigstens ist in Oberschlesien kein größerer Verbrauch zu spüren, seit dort Eisen und Zink Millionäre geschaffen haben. Der Rübenzucker-Distrikt ist zweitens schon zeither ein sehr guter Verbraucher gewesen und kann daher nicht so viel mehr gebrauchen, als er jetzt mehr Einnahme hat, denn diese vertheilt sich nur unter wenige Personen. Der Zollverein erhält daher dadurch nicht mehr Verbraucher, sondern nur einige der zeitherigen werden vielleicht ihre Ausgaben erweitern. In Hinsicht des Auslandes aber steht fest, daß es um so viel weniger uns abnehmen wird, als wir ihm weniger abkaufen. Dessen Verbraucher gehen uns verloren ohne allen Ersatz.

5) Es darf nicht übersehen werden, daß bei der fortwährend und bedeutend steigenden Bevölkerung des Zollvereins der Bedarf an Lebensmitteln und besonders an Getreide immer größer wird, daß das Jahr 1847 uns gezeigt hat, wie sehr nöthig es sei, auf eigene Vorräthe und Erzeugung zu sehen, daß ungewöhnliche Witterung die Zufuhren des Auslandes verhindern kann, wie z. B. 1847 der lange Winter die russischen Häfen verschloß, jene 2 Monate später als gewöhnlich eintrafen, und dieser Umstand uns einer Hungersnoth sehr nahe brachte, daß selbst bei guten Getreidenärnten einzelne Ereignisse, z. B. die Kartoffelkrankheit, große Verlegenheiten herbeiführen und daß diese endlich die bedenklichsten Bewegungen veranlassen können, wie das Jahr 1847 uns ebenfalls gelehrt hat. Dieß Alles zu vermeiden, ist jetzt mehr als je die Pflicht der Regierungen. Wenn aber ein ungeheurerer Schutzzoll allen nur einigermaßen geeigneten Boden dem Getreidebau entfremdet, ohne daß diese Lücke auf eine andere Art ausgefüllt wird, so

ist es ganz natürlich, daß sie die nachtheiligsten Folgen auf den Zustand des Volkes haben muß. Der erwähnte Landestheil war zeither die Kornkammer selbst für sehr entfernte Gegenden, welchen aber durch diesen Zollschuß ihr zeitheriger Bedarf an Getreide ganz entzogen wird. Die dortigen Grundbesitzer müssen allerdings freie Macht und Gewalt behalten, mit ihrem Besizthum zu machen, was sie wollen; allein sie dürfen nicht durch solche schützende Maßregeln zu einer künstlichen Industrie veranlaßt werden, die sogleich fallen muß, wenn der Schuß selbst nur auf 10 Proc. vom Werth herabgesetzt wird, welcher doch gewiß ein geringer nicht zu nennen ist, und das Volk darf zu so einem Preise und zu Gunsten so Weniger seiner Kornkammer nicht beraubt werden.

6) Es bleibt noch das fiscalische Interesse zu betrachten.

Die im Jahre 1845 verarbeiteten 4,446,469 Etr. Rüben haben nach der Annahme des Gesetzes aus 20 Etr. einen Centner, oder zusammen 222,323 Etr. Rohzucker erzeugt, und diese wurden zu 1 Thlr. für den Centner mit Thlr. 222,323 versteuert, was einen Ausfall von 889,292 Thlr. gegen eine gleiche Einfuhr tropischen Zuckers ergibt. Nach dem Handelsarchive aber sind 15 Etr. Rüben auf einen Centner Rohzucker zu rechnen, wonach aus jener Masse Rüben 296,432 Etr. Rohzucker erzeugt worden waren, und diese — mit 222,323 Thlr. versteuert — gegen tropischen 1,259,837 Thlr. weniger eingebracht haben. In der Wirklichkeit hat die Steuer nur 22½ Sgr. auf den Centner betragen.

Zu Gunsten eines kleinen, so schon durch die Natur sehr begünstigten Distrikts bringt also das fiscalische Interesse des Zollvereins ein jährliches Opfer von nahe 1½ Millionen Thaler.

Beilage F.

Auszug aus: „Der Ackerbau und der Schutz Zoll“ von Dr. Mothes. (Leipzig, Hinrichs.)

Wenn die Fabrikherren einen Schutz Zoll begehren, so ist ihre Schlußfolgerung stets und allemal die folgende, obgleich sie freilich nicht so ganz aufrichtig ausgesprochen wird. Sie sagen, meist nur innerlich, aber unfehlbar also: Mein großbritannischer, französischer, belgischer, schweizerischer College liefert vermöge der größeren Vollkommenheit seiner Maschinen mit Verwendung aller seiner Geisteskräfte lediglich auf die Fabrication, bei höheren Arbeiterlöhnen, von diesem Gewebe das Stück für 9 Thlr., wobei ihm ein recht hübscher Gewinn in seine Tasche fällt. Der Kaufmann in Deutschland verlegt, ungerechnet die Steuer, welche ich hernach bringe, an Fracht, Affecuranz und anderen Spesen, mit Einschluß seines Gewinnes 20 Ngr. und kann mithin das Stück für 9 Thlr. 20 Ngr. verkaufen. Mir kostet wegen der Mangelhaftigkeit meiner Maschinen, unter Zersplitterung meiner Geisteskräfte auf den Handel mit meinem Fabrikate und auf andere Dinge, die eigentlich nicht meines Amtes sind, bei geringerem Arbeitslohn das Stück 2 Thlr. mehr, also 11 Thlr. Nun ist aber die Waare meines jenseitigen Kollegen besser, fällt gleichmäßiger, wird vom Kaufmann genauer ausgesucht, hält länger, erfüllt ihren Zweck besser, so daß die meinige nicht gekauft wird, wenn nicht die ausländische mehr kostet. Es muß dieselbe schon um den Unterschied zwischen 11 Thlr. und 9 Thlr. 20 Ngr., also um 1 Thlr. 10 Ngr. vertheuert werden, damit auch sie 11 Thlr. kostet. Nichts desto weniger ist nun, weil der Landmann bei gleichem Preise, wegen der längeren Dauer und Ersparniß am Macherlohne, doch zur ausländischen greift, und diese mit Recht um 2 Thlr. besser schätzt, dieser Betrag noch zum Preise der ausländischen zu schlagen, damit sie 13 Thlr. komme. Dieß geschehe nun dadurch, daß nicht bloß 1½ Thlr., sondern 3 Thlr. 10 Ngr. zu den obigen 9 Thlr. 20 Ngr. geschlagen werden, auf daß mit 13 Thlr.

völlige Gleichheit im Preise — nicht in der Waare — eintrete. Damit, „wo es an Begriffen fehlt, ein Wort zur rechten Zeit sich einstelle,“ so nenne ich diese 3 Thlr. 10 Ngr. den Schutzzoll. Allerdings habe ich damit den Gewinn und die Verläge des Kaufmanns in der Tasche. Allein ich mache ja auch zugleich den Kaufmann.

Darauf kann denn nun der Landmann entgegnen:

Schau! Ich bin mit Dir in ganz gleicher Lage. Mein College in einem Theile Polens, Rußlands und Nordamerikas kann bei der Fruchtbarkeit und dem Umfange seiner Felder seinen Weizen oder Roggen für 2 Thlr. den Scheffel ablassen und befindet sich dabei recht sehr wohl; — 10 Ngr. kommen auf Transport, Versicherung und Kaufmannsgewinn. Du und deine Leute können also den Scheffel für 2 Thlr. 10 Ngr. aus dem Auslande beziehen. Ich nun aber und meine Collegen hier zu Lande müssen für den Scheffel 4 Thlr. haben, wenn wir sollen bestehen können. Nun ist aber der ausländische Weizen auch um 15 Ngr. gut und gern besser, als unserer. Soll nun der unsrige abgehen, so muß der ausländische nicht 2 Thlr. 10 Ngr. kosten, sondern 2 Thlr. 5 Ngr. mehr und also mit diesem Betrage der unsrige in liebevollen Schutz genommen werden. So stehen wir uns gleich.

Was werden aber, so fragt ein unbetheiligter besonnener Dritter, die Fabrikarbeiter und alle anderen Menschen dazu sagen, wenn auf das Getreide ein solcher Zoll gelegt wird? — Wollen wir den Handel vernichten, wollen wir, während Alle nach Freiheit rufen und gerade der Handel sprichwörtlicher Maßen nur in ihr gedeiht, ihn in ärgere Fesseln schlagen, als er im Zollverein bereits hat?

Der Beruf des Handels mit Fabrikaten ist, die Concurrenz der Industrie aller Länder zu vermitteln, die Fabrikate des Auslandes neben die Waaren des Inlandes zu legen und dem Consumenten die Wahl zu lassen. Da der Ackerbau der stärkste Consument ist, so bedarf er des Handels am meisten und kann unmöglich ruhig zusehen, wenn man ihn untergräbt. Ob der Handel viel oder wenig Arbeiter beschäftigt? wie viel

weniger, als die Fabrikation? die Fragen sind gar nicht zu thun und wer sie hierunter dennoch anregt, belegt damit, daß er verkegne, wozu der Handel den Völkern nöthig ist.

Dem Kaufmann thut man mit hohen Zöllen an seinem eigenen Beutel keinen Eintrag, denn der Handel ist nur Zollverleger. Er erhebt seinen Verlag wieder beim Verkauf seiner Waare und läßt, wenn er sie nicht absetzen kann, keine neuen kommen, braucht also auch sein Geld nicht auf Steuerungsverlag zu verwenden und ihn nebst seinem Einkaufspreis dem Abkäufer zu borgen.

Die Fabrikherren beziehen sich darauf, daß sie vielen Arbeitern Verdienst geben. Allein dieses paßt gar nicht zur Erwiederung gegen den Ackerbau, weil er noch weit mehr Menschen beschäftigt, und würde überhaupt nur dann ein Gegengrund sein, wenn die Fabrikherren nicht dann, wenn Noth im Lande ist, ihre Leute fortschickten und sobald es wieder gut geht, dem Ackerbau wieder ausmütheten, auch der Ackerbau nicht noch Hände vermißte.

Hohe Zölle erzeugen das Schmuggeln, und dieses verhärtet das Gemüth gegen alle Achtung für fremdes Gut und Blut. Unter einer verbrecherischen Bevölkerung leidet aber wiederum der Landbau am meisten. Die Dörfer können sich nicht so schützen, wie die Städte und der Landmann muß sein Eigenthum zum größten Theile und während der längsten Zeit jedes Jahres unverschlossen im freien Felde stehen lassen.

Beilage G.

Die ba—sche Regierung und Herr Kilian.

In welchem Lichte zeigen sich den gesunden Ansichten der Londoner Kaufleute gegenüber die Handlungen der Zollvereins-Regierungen? In keinem sonderlichen und namentlich in neuerer Zeit haben diese sich ihnen noch mehr als früher entfremdet, und fortwährend zu Künsteleien ihre Zuflucht genommen, wovon zum Schluß noch ein Proöchen gegeben werden soll.

Die ba—sche Regierung hat dem Leinenmaschinengarn-
 Spinner Herrn K i l i a n in B—. 200,000 Gulden auf
 eine Reihe von Jahren zinsfrei vorgeschossen, jedoch mit
 der Bedingung, daß, sobald der jetzige Zoll von zwei
 Thalern für den Centner fremden Leinengarns auf drei Thaler
 erhöht werde, diese Begünstigung aufhören, und er der Re-
 gierung dann diese Summe mit zwei Procent jährlich verzinsen
 solle. Die ba—sche Regierung wird also auf dem nächsten Zoll-
 congresse auf einen Schutzzoll von drei Thalern dringen, um
 sich eine jährliche Einnahme von 4000 Gulden zu verschaffen,
 Herr K i l i a n wird aber allen übrigen Regierungscom-
 missarien des Zollcongresses seine Aufwartung machen, und
 ihnen zu beweisen suchen, daß die deutsche Leinenmaschinen-
 spinnerei den von seiner Regierung beantragten Schutzzoll von
 drei Thalern gar nicht, sondern nur einen von 2 Thalern 29
 Silbergroschen 11 Pfennigen bedürfe. Die Beschützerin und
 der Begünstigte werden also sich feindselig entgegenstehen, und
 der letztere wird wohl siegen, weil man auf den Ausspruch der
 „Sachverständigen“ so vielen Werth zu legen pflegt, und die
 ba—sche Regierung notorisch nichts davon versteht. Das Volk
 wird also dem Herrn K i l i a n vielleicht 2 Thlr. 29 Sgr. 11
 Pfennige, gewiß aber 2 Thlr. für jeden in seiner Spinnerei
 gesponnenen Centner Leinengarn bezahlen; sie ist eine der an-
 sehnlichsten, wird daher wenigstens 1500 Ctr. jährlich spinnen,
 folglich ihr Schuß dem Herrn K i l i a n wenigstens 3000
 Thaler oder 5250 Gulden eintragen; die ba—sche Regierung
 hat zu 5 Procent jährlichen Zinsen geborgt, folglich kostet der
 dem Herrn K i l i a n gemachte Vorschuß jährlich 10,000
 Gulden, und das ba—sche Volk bezahlt ihm jährlich 15250
 Gulden, damit — er in größter Bequemlichkeit sein Geschäft
 betreibe, während er weiter gekommen sein, und mehr Arbeiter
 beschäftigen würde, wenn er ohne allen Schuß genöthigt ge-
 wesen wäre, durch Verbesserungen die Mitbewerbung des Aus-
 landes zu bestehen. Ist Herr K i l i a n aber nicht be-
 quem, sondern ein thätiger Mann, so ändert dieß in der Sache

gar nichts, denn dann bedarf er diese 15250 Gulden noch weniger.

Was wird nun Herr K i l i a n dem volkswirthschaftlichen Ausschusse der Paulskirche auf Befragen antworten? Doch wohl Folgendes: „Ich danke Ihnen, hochgeehrte Herren, für die väterlichen Gesinnungen, welche Sie mir als dem Vertreter der deutschen Leinenmaschinen-spinnerei eben zu erkennen gegeben haben, allein ihre Güte geht wirklich zu weit, indem Sie unserer bedrängten Industrie anbieten, eine Erhöhung des Schutzes derselben von zwei auf drei Thaler beantragen zu wollen. Sie würden mir, der ich jährlich 1500 Centner Garn spinne, dadurch einen großen Schaden zufügen, daher ich sie um eine Erhöhung von nur 29 Sgr. 11 Pfennigen ersuche.“

Vorsitzender: „Da würden wir einen zu sonderbaren Satz erhalten, als daß wir auf den Antrag eingehen können.“

Herr K i l i a n: „Dann bitte ich um die Beibehaltung des zeitherigen Schutzes, weil ich bei drei Thalern 7 Gulden 35 Kreuzer auf den Centner verlieren würde.“

Herr K i l i a n tritt ab. Der Ausschuss bleibt ver-
dugt sitzen.

So geht es mit allen „Enqueten“, siehe Bastiat. S. 10.
